

Zeitschrift: Asiatische Studien : Zeitschrift der Schweizerischen Asiengesellschaft = Études asiatiques : revue de la Société Suisse-Asie

Herausgeber: Schweizerische Asiengesellschaft

Band: 60 (2006)

Heft: 2

Buchbesprechung: Rezensionen = Comptes rendus = Reviews

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

REZENSIONEN – COMPTES RENDUS – REVIEWS

Christopher I. BECKWITH: *Koguryo, the Language of Japan's Continental Relatives. An Introduction to the Historical-Comparative Study of the Japanese-Koguryoic Languages. With a Preliminary Description of Archaic Northeastern Middle Chinese*. Leiden: Brill, 2004. (*Brill's Japanese Studies Library*, Vol. 21). 274 S. ISBN 90-04-13949-4.

Koguryo ist der Name eines in der zweiten Hälfte des 1. Jh. v. Chr. entstandenen und im Jahre 668 nach der Niederlage gegen eine militärische Allianz des Nachbarstaates Silla mit T'ang-China untergegangenen Staatsgebildes, dessen Herrschaftsgebiet sich auf der Höhe seiner Macht im 5. Jh. über weite Teile der koreanischen Halbinsel und der Mandschurei erstreckte. Koguryo bezeichnet zugleich auch die als Trägerin der Koguryo-Kultur zu identifizierende Ethnie und im Englischen auch deren Sprache, Koguryoisch, die hier erstmals den Gegenstand einer umfangreichen Monographie bildet. In zwölf Kapiteln diskutiert Christopher I. Beckwith, Professor an der Indiana University Bloomington, das überlieferte Koguryo-Korpus und insbesondere die Frage nach dessen sprachgenetischer Beziehung zum Japanischen.

Während sich in Bezug auf das Interesse an Ursprung und Sprachverwandtschaft des Japanischen in Japan selbst mit dem Ruhestand einer älteren Forschergeneration ein deutlicher Rückgang konstatieren lässt, hält die kontroverse Diskussion um die linguistische Urgeschichte Japans in Europa und den USA bis in die Gegenwart ungebrochen an. Auch die neuesten Beiträge¹ widerspiegeln dabei die gesamte Bandbreite konkurrierender Theorien, die von der Befürwortung einer das Japanische und Koreanische umfassenden makro-altaischen Hypothese bis zur Ablehnung selbst der kern-altaischen Hypothese (Turk-, mongolische und tungusische Sprachen) reichen. Die Ursachen einer solchen Forschungslage sind einerseits in der Zahl der Sprachfamilien und Sprachen zu suchen, die als primäres Forschungsobjekt oder als Voraussetzung der Rekonstruktion von Bedeutung sind und die ein einzelner Forscher kaum in der notwendigen Tiefe zu überblicken vermag, andererseits aber auch in deren aus Sicht

1 Vgl. neben Beckwith (2004) etwa den Sammelband Osada T. and A. Vovin, *Perspectives on the Origins of the Japanese Language*, Nichibunken 2003 und Robbeets, M. I., *Is Japanese Related to Korean, Tungusic, Mongolic and Turkic?*, Harrassowitz 2005.

der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft äusserst problematischen Überlieferung, die bei der Analyse der verfügbaren Quellen erheblichen Interpretationsspielraum einräumt. Letzteres trifft in besonderem Ausmass auch auf das Koguryoische zu, eine in nur wenigen Toponymen auf uns gekommene Trümmersprache, als deren Hauptquelle die Kapitel 35 und 37 der in chinesischer Sprache verfassten koreanischen Chronik *Samguk Sagi* (Geschichte der drei Reiche) aus dem Jahr 1145 zu nennen sind. Da die Verschriftlichung der Koguryo-Ortsnamen nicht anhand eines segmentalen Schriftsystems sondern mittels phonetisch verwendeter chinesischer Schriftzeichen vorgenommen wurde, ist die Lautgestalt der Toponyme nur durch den Filter der keineswegs unumstrittenen Rekonstruktion des zu Grunde liegenden Chinesischen zugänglich. Nicht weniger problematisch ist die Bedeutung des Koguryo-Wortmaterials. Einige Toponyme weisen zwar Glossen auf, es herrscht jedoch nicht immer Einigkeit darüber, ob die chinesischen Zeichen der Glossen semantisch oder phonetisch zu interpretieren sind.

Beckwiths Beitrag setzt eine hundertjährige Forschungstradition fort, in deren Verlauf das Koguryoische kaum je um seiner selbst Willen sondern stets im Rahmen der frühesten Sprachgeschichte insbesondere des Koreanischen und Japanischen untersucht wurde. Sinnvollerweise stellt der Autor deshalb einen Überblick über die Stellung des Koguryoischen im Rahmen der prominentesten Theorien zur japanischen Sprachgenese an den Beginn seiner Untersuchung. Verfechter einer makro-altaischen Sprachfamilie, obwohl in den Einzelheiten der Klassifikation nicht unbedingt übereinstimmend, sehen das Koguryoische als Teil einer ostaltaischen Gruppe, der oft auch die tungusischen Sprachen zugeordnet werden. Innerhalb dieses ostaltaischen Zweiges wird eine enge Beziehung zu den Han-Sprachen (zu denen auch der Vorläufer des Koreanischen, die Sprache des Königreichs Silla gehört) und insbesondere zum Japanischen behauptet. Während dem Koguryoischen so einerseits ein fester Platz in der altaischen Sprachfamilie oder weniger umfassenderen Varianten davon eingeräumt wird, hat es andererseits auch nicht an Forschern gefehlt, welche die Vorstellung einer koguryoischen Sprache an sich in unterschiedlicher Weise in Frage gestellt haben. Rokurô Kôno verweist auf die Konservativität von Toponymen und argumentiert dahin gehend, dass das Koguryo-Material im *Samguk Sagi* nicht die Sprache der Koguryo sondern vielmehr diejenige einer früheren vor-koguryoischen Bevölkerung repräsentiere (S. 9). Gisaburô Kiyose bestreitet die Kohärenz der Koguryo-Toponyme insgesamt und gelangt zum Schluss, es handle sich dabei um Material aus mehreren Sprachen (S. 25).

Beckwith erteilt nicht nur sämtlichen das Japanische umfassenden Theorien (Makro-Altaiisch, Makro-Tungusisch, Japanisch-Koreanisch) eine deutliche Absage, sondern weist die altaische Hypothese an sich als gegenstandslos zurück. Neben der unbestrittenen genetischen Beziehung des Japanischen zu den Dialekten des Ryûkyûanischen (die in Japan traditionellerweise als Ryûkyû-Dialekte des Japanischen bezeichnet werden) darf gemäss Beckwith alleine eine genetische Verbindung mit dem Koguryoischen als einwandfrei belegt gelten. Die These einer japanisch-koguryoischen Sprachverwandtschaft wurde bereits in den Anfängen der Forschungsgeschichte vertreten, neu ist jedoch Beckwiths Betonung der Ausschliesslichkeit dieser Verwandtschaftsbeziehung und sein damit verbundener Anspruch auf Urheberschaft der “Japanese-Koguryoic Theory” (S. 233).

Von der “genetischen” altaischen Divergenztheorie ist eine altaische Konvergenztheorie zu unterscheiden, welche typologisch-strukturelle und lexikalische Übereinstimmungen als Folge intensiven Kontakts zwischen den beteiligten Sprachen zu erklären versucht. Aus Sicht einer Konvergenztheorie handelt es sich bei den sog. altaischen Sprachen also um Sprachen unterschiedlicher genetischer Herkunft, die unter dem Einfluss extra-linguistischer Faktoren zu einem typologisch distinktiven Sprachtyp konvergiert sind.

Es lässt sich kaum bestreiten, dass bei der Frage nach einer genetischen Sprachverwandtschaft der sog. altaischen Sprachen sowie des Japanischen und Koreanischen oft auch auf struktureller Ähnlichkeit beruhende typologische Argumente implizit eine aus theoretischer Sicht unzulässige Rolle gespielt haben. Während es nicht an Kritikern gefehlt hat, die auf die Irrelevanz typologischer Parameter für die Frage nach einer genetischen Sprachverwandtschaft hingewiesen haben, blieb die Vorstellung einer typologisch konsistenten Gruppe altaischer Sprachen an sich unkontrovers. Von besonderem Interesse sind deshalb Beckwiths Ausführungen zur theoretischen Grundlage einer altaischen Konvergenztheorie (Kapitel 9), deren Plausibilität letztlich nur auf einer präzisen Definition des altaischen Sprachtyps beruhen kann. Beckwith definiert ein einfaches Modell bestehend aus fünf Merkmalen (1. “No word-initial consonant-clusters”, 2. “Suffixing agglutinative morphology”, 3. “No system of overt grammatical concord (such as gender)”, 4. “Obligatory verb-final syntax”, 5. “Vocabulary items in common with other Altaic languages”), die gemeinhin als Charakteristika der altaischen Sprachen gelten, und zeigt, dass eine konsequente Anwendung dieser Kriterien auf die Sprachen des eurasischen Raumes keineswegs eine exklusive Klassifikation der Turk-, mongolischen und tungusischen Sprachen als spezifisch ‘altaische’ Sprachgruppe zu rechtfertigen vermag. Einer-

seits weisen nämlich einige Sprachen und Dialekte der Turk- und mongolischen Sprachen nicht-altaische (im Sinne von Beckwiths Modell) phonologische Merkmale auf. Andererseits müssten auf Grund der oben genannten Kriterien auch zahlreiche tibeto-birmanische Sprachen, darunter der moderne Lhasa-Dialekt des Tibetischen und Burmesisch, den altaischen Sprachen zugerechnet werden. Beckwith argumentiert plausibel, dass der altaischen Hypothese in Abwesenheit einer expliziten Definition des 'altaischen Sprachtyps' auch aus konvergenztheoretischer Sicht keinerlei Bedeutung zukommt und zeigt zugleich die Schwierigkeit auf, zu einer Definition zu gelangen, deren Extension all diejenigen und nur diejenigen Sprachen umfasst, die traditionellerweise als altaisch aufgefasst wurden.

Seine linguistischen Argumente für eine exklusiv japanisch-koguryoische Sprachfamilie sieht Beckwith in Einklang mit einer auf Erkenntnissen benachbarter Disziplinen beruhenden Theorie der Ethnogenese Japans. Das japanische Volk der Gegenwart und seine Sprache gehen auf die sog. Yayoi-Kultur zurück, die im 4. Jh. v. Chr. in Nordkyûshû in Erscheinung tritt und sich dank ihrer technologischen Überlegenheit gegenüber der vorgängigen Jômon-Kultur rasch über ganz Japan verbreiten konnte. Während diese Erkenntnis aufgrund archäologischer, anthropologischer und genetischer Studien als gesichert gilt, ist die Frage nach der Herkunft der Yayoi-Kulturträger nach wie vor umstritten. Für ihre Beantwortung von zentraler Bedeutung ist nicht zuletzt die Frage nach dem Verhältnis der Yayoi-Kultur Kyûshûs zu einer beinahe identischen Schwesterkultur, die zeitgleich im 4. Jh. v. Chr. im Süden Koreas in Erscheinung tritt. Viele Autoren gehen davon aus, die Yayoi-Kultur hätte Kyûshû von der Südspitze der koreanischen Halbinsel aus erreicht, wo sie kurz zuvor als eigenständige Entwicklung entstanden gewesen sein soll. Beckwith beurteilt die These einer gewissermassen spontanen und von geografisch angrenzenden Kulturen weitgehend unbeeinflussten Entstehung der Yayoi-Schwesterkultur als unplausibel und aus Sicht der Besiedlung Japans geradezu als "magical thinking" (S. 242), denn es sei undenkbar, dass ein Teil der Träger dieser Kultur unmittelbar nach ihrer vermeintlich autochthonen Entstehung sich dazu veranlasst sah, eine gefährreiche Seereise zu den unbekanntem japanischen Inseln zu unternehmen. Das zeitgleiche Auftreten der identischen Kulturen im südlichen Korea und nördlichen Kyûshû sowie die Tatsache, dass weder auf der nördlichen koreanischen Halbinsel noch in der südlichen Mandschurei archäologische Spuren einer Wanderung der Träger der Yayoi-Kultur über den Landweg existieren, deuten gemäss Beckwith auf eine Besiedelung des südlichen Korea via Seeweg hin. Als

Ausgangspunkt einer solchen Bewegung vermutet er das Gebiet um Liao-hsi, östlich des heutigen Tientsin, wo chinesische Chroniken bereits in der Spätantike die Anwesenheit der Koguryo und Wa (Yayoi) verzeichnen (Kapitel 2). Beckwith geht davon aus, dass die Wa im 4. Jh. v. Chr. mit Schiffen Liao-hsi verliessen, ein Teil von ihnen an der südlichen Küste Koreas, ein anderer Teil dagegen in Nordkyûshû landete. Ebenfalls von Liao-hsi aus sollen später die Koguryo auf dem Landweg die koreanische Halbinsel erreicht haben. Im Rahmen eines solchen Szenarios lassen sich auch die lexikalischen Übereinstimmungen des Japanischen und Koreanischen, die mitunter als Beleg für eine japanisch-koreanische Sprachverwandtschaft gewertet werden, mühelos auf Entlehnungen japanisch-koguryoischen Wortguts (aus dem Koguryoischen und der Sprache der Yayoi-Bevölkerung im Süden Koreas) in die indigenen proto-koreanischen Han-Sprachen zurück führen (S. 241–249). Während historische Quellen das Gebiet um Liao-hsi als Ausgangspunkt der Besiedelung der südlichen Mandschurei und von Teilen Koreas durch die Koguryo und andere ethnisch verwandte Völker nahelegen, betont Beckwith, es gäbe keinen Hinweis darauf, dass Liao-hsi auch mit der Urheimat dieser Völker identifiziert werden müsse, die er aufgrund archäologischer und anthropologischer Befunde im südlichen Zentralchina vermutet. Eine solche Lokalisierung lässt sich auch mit seiner These eines intensiven frühen Kontaktes der japanisch-koguryoischen Sprachen mit tibeto-birmanischen Sprachen in Einklang bringen, der sich gemäss Beckwith nicht nur in der bereits genannten typologischen Ähnlichkeit dieser Sprachen sondern vor allem auch in einer als älteste Entlehnungen identifizierbaren Schicht des Lexikons äussert (S. 144–163).

Beckwith liefert einen kohärenten historischen Rahmen für seine Theorie der japanisch-koguryoischen Sprachverwandtschaft. Vor dem Hintergrund der sowohl qualitativ als auch quantitativ äusserst problematischen Datenlage vermag es jedoch kaum zu überraschen, dass die selben Daten von Verfechtern konkurrierender Theorien als Evidenz für eine Vielzahl sich teils diametral widersprechender Positionen betrachtet werden konnten. Jede dieser Positionen beansprucht für sich die Autorität streng wissenschaftlicher Methodik, die sie zugleich den Vertretern anderer Theorien abspricht. Beckwith stellt diesbezüglich keine Ausnahme dar. Das elfte Kapitel verspricht eine Auseinandersetzung mit den methodisch-theoretischen Voraussetzungen historisch-vergleichender Sprachwissenschaft und enthält u.a. eine scharfe Kritik am HSR (Historic Sinological Reconstruction)-System der Rekonstruktion älterer Sprachstufen des Chinesischen. Beckwith bemängelt den Ausschluss segmental (in alttibetischer Schrift) überlieferter Daten des Mittelchinesischen und

bezeichnet den Anspruch, eine verlässliche Rekonstruktion alleine auf der Grundlage von Quellen in chinesischen Schriftzeichen zu leisten, als “nonsense” (S. 216). Beckwiths Kritik beschränkt sich hier auf Einwände grundsätzlicher Natur, die bedauerlicherweise nicht anhand konkreter Daten expliziert werden. Die Wiederaufnahme der konkurrierenden Theorien zur Sprachverwandtschaft des Japanischen am Ende des Kapitels bringt kaum neue Erkenntnisse. In wenigen Zeilen werden die Theorien zusammengefasst und als “distant relationship theories” (S. 232–233) verworfen. Die Wiederholung der negativen Bewertung erhält jedoch, da der Typ der “distant relationship theories” lediglich als “vague or irregular enough that it is beyond the purview of scientific comparative-historical linguistics” (S. 220–221) erläutert und darüber hinaus nicht konkret mit den kritisierten Positionen in Beziehung gesetzt wird, eher persuasiven als argumentativen Charakter und vermag den Erwartungen an eine methodisch-theoretische Kritik nicht gerecht zu werden. Man mag mit Beckwith einig gehen, dass viele der vorgeschlagenen altaischen Etymologien kaum zu überzeugen vermögen. Seine Ausführungen können jedoch nicht immer grössere Glaubhaftigkeit für sich beanspruchen. Es ist beispielsweise nicht nachvollziehbar, inwiefern die Existenz von Rüstungs- und Waffenlagern im Schrein des mythologischen Koguryo-Gründers in Liao-tung eine etymologische Verbindung zwischen dem koguryoischen Wort **kuru* (“walled city, fort”) und dem altjapanischen *kura* (“storehouse, treasury”) nahelegen soll (S. 41). Die Schwierigkeit, angesichts des unzulänglichen Koguryo-Korpus zu plausiblen Aussagen zu gelangen, vermag exemplarisch die Analyse des Eintrags *Tzu ch’un hsien* und der dazugehörigen Glosse im dritten Kapitel (S. 85) zu veranschaulichen. Um zu einer sinnvollen Interpretation zu gelangen, geht Beckwith bei zwei der insgesamt fünf zu erläuternden chinesischen Schriftzeichen von einer Verwechslung durch den Schreiber aus und führt an deren Stelle zwei Zeichen in die Diskussion ein, die eine Deutung im Hinblick auf die koguryoisch-japanische Verbindung ermöglichen.

Die vorliegende Monographie bietet einen umfassenden Überblick über den aktuellen Stand der Forschung und wird insofern auch dem im Untertitel formulierten Anspruch einer Einführung durchaus gerecht. Während die Analyse der Toponyme (Kapitel 3), der koguryoischen Phonologie (Kapitel 5), des “Common Japanese-Koguryoic” (Kapitel 6), altaischer Etymologien (Kapitel 8) sowie der Versuch einer Rekonstruktion des archaischen Nordost-Mittelchinesischen (Kapitel 4) vor allem unter Spezialisten diskutiert werden dürfte, sind die Ausführungen zur Sprach- und Ethnogenese in den Kapiteln 1, 2, 7 und 12 im Hin-

blick auf die koreanische und japanische Sprachgeschichte von allgemeinem Interesse. Positiv hervorzuheben ist die durchgängige Vertrautheit des Autors mit der umfangreichen japanischen Fachliteratur sowie seine beeindruckenden Kenntnisse der Geschichte und Sprachen Eurasiens. Beckwith verweist zur Untermuerung seiner Thesen auf eine Fülle historischer und archäologischer Daten, deren eingehende Diskussion im Rahmen einer primär sprachwissenschaftlichen Untersuchung verständlicherweise nicht geleistet werden kann. Da nicht immer unmittelbar klar ist, inwiefern sich seine Folgerungen zwingend aus den zitierten Daten ergeben, wäre an manchen Stellen eine explizitere Ausführung des Argumentes wünschenswert, mag dieser Wunsch auch der Unkenntnis des Rezensenten entspringen.

Die Gestaltung des anspruchsvollen Manuskripts ist insgesamt sehr gut gelungen. Einige kleinere Fehler sollen abschliessend ohne Anspruch auf Vollständigkeit aufgelistet werden: Die grafische Darstellung der Ansichten des koreanischen Forschers Sin Young-t'ae findet sich in Abbildung 4 (S. 26) und nicht, wie im Text auf Seite 25 vermerkt, in Abbildung 3; Schwas sind durchwegs zwischen die Zeilen verschoben, so z.B. S. 98–99; die Abkürzungen CTP (Common Tibeto-Pyu?) und PLB auf S. 160–61 fehlen im Abkürzungsverzeichnis; auf Seite 184, 6. Zeile von unten steht "genitive" anstatt "genetic".

Guido GEFTER (Zürich)

Peter BEHNSTEDT und Manfred WOIDICH: *Arabische Dialektgeographie. Eine Einführung*. Leiden: Brill, 2005. *Handbuch der Orientalistik*, 78. 269 S. ISBN 9004141308.

Der vorliegende Band 78 der Reihe "Handbuch der Orientalistik" wurde von zwei herausragenden Spezialisten der arabischen Dialektologie und Dialektgeographie geschrieben. Peter BEHNSTEDT und Manfred WOIDICH verdanken wir unzählige Abhandlungen zu arabischen Dialekten. Der bisher grösste arabische Sprachatlas, derjenige von Syrien¹, stammt von Peter BEHNSTEDT und zusammen haben die beiden Autoren den Dialektatlas von Ägypten he-

1 P. BEHNSTEDT: *Sprachatlas von Syrien. Kartenband*. Wiesbaden, 1997.

rausgegeben², der mit seinen über 800 untersuchten Orten über das bisher dichteste Punktenetz eines arabischen Dialektatlanten verfügt. Die beiden sind daher wohl prädestiniert dafür, ein Buch wie dieses zu verfassen – und die Erwartungen sind dementsprechend hoch.

Das Zielpublikum dieses Buches möchten die Autoren breit sehen. Zum einen Interessierte, die aus dem Feld der Arabistik selbst kommen, andererseits auch Dialektologen anderer Sprachgebiete. Wichtig ist vorzuschicken, dass der vorliegende Band nicht umfassend über die Dialektsituation in der arabischen Welt informieren möchte. Er ist also kein "Handbuch der arabischen Dialekte", welches die Unterschiede und Besonderheiten akribisch aufzeichnet und kartiert, sondern die Autoren wollen – da die arabische Dialektgeographie lange Zeit isoliert war – bewusst neue Brücken schlagen. Die Entwicklung von Theorien zur Dialektgeographie entstand grösstenteils im europäischen Umfeld. "Was andernorts speziell im Hinblick auf Dialektgeographie an Erkenntnissen gewonnen wurde, soll hiermit dem arabischen Zweig derselben zugefügt werden, daran angepasst und mit arabischen Beispielen illustriert werden" (S. xvii). Es wird sich zeigen, dass der arabische Raum dialektgeographische Besonderheiten aufweist, die auch für Dialektologen anderer Sprachgebiete interessant sein könnten. "Die vorliegende Arbeit ist daher ein Versuch, die Anwendbarkeit der Methoden und theoretischen Modelle der europäischen Dialektgeographie auf die arabischen Verhältnisse hin zu überprüfen, aber auch eigene Modelle zu entwickeln und Unterschiede zwischen europäischer und arabischer Dialektgeographie herauszuarbeiten" (S. 1).

Der Band "Arabische Dialektgeographie" sieht sich als Einführung und setzt deshalb kein Expertenwissen voraus, weder im Hinblick auf Dialektgeographie noch in Bezug auf Arabisch oder arabische Dialekte. Dies gelingt den Autoren meist ganz gut, Nicht-Arabisten werden u.U. aber trotzdem einige Male über spezifisch arabistische Begriffe stolpern (und sich z.B. fragen, was wohl "verbae mediae infirmae" sind).

Inhaltlich gliedert sich der Band in 13 Kapitel. Kapitel 1 (Die Vorbedingungen für dialektgeographische Untersuchungen im arabischen Raum), Kapitel 2 (Die arabischen Sprachatlanten), Kapitel 3 (Die historische Ausgangssituation) und Kapitel 4 (Wortgeographie als historische Quelle zur Entwicklung der neuarabischen Dialekte) bieten eine kurze Einführung in die

2 P. BEHNSTEDT, M. WOIDICH: *Die ägyptisch-arabischen Dialekte*. Band 1. *Einleitung und Anmerkungen zu den Karten*. Band 2. *Dialektatlas von Ägypten*. Wiesbaden, 1985.

Dialektsituation im arabischen Raum. So wird u.a. die Diglossie-Situation angesprochen, die Merkmale des neuarabischen Sprachtyps zusammengefasst und auf verschiedene Theorien zur Entwicklung und Verbreitung der arabischen Dialekte hingewiesen. Kapitel 5 (Arabische vs. europäische Dialektgeographie) ist der Auftakt zur Darstellung verschiedener dialektgeographischer Phänomene und Fragestellungen, auf die in den folgenden Kapiteln eingegangen wird. Die Autoren weisen darauf hin, dass im europäischen Rahmen vor allem von “Sprachbewegungen” ausgegangen wird. Für den arabischen Raum sind jedoch “Sprecherbewegungen” sehr wichtig und das bis hin in die heutige Zeit. So weist z.B. der Maghreb verschiedene Dialektschichten auf, die von verschiedenen Einwanderungswellen her stammen. Es kann dabei vorkommen, dass sich Varietäten von Nachbardörfern strukturell enorm unterschieden, diejenigen von Orten, die Hunderte von Kilometern weit auseinander liegen, aber kaum, obwohl sie von Gebieten getrennt sind, in denen andersartige Dialekte gesprochen werden. Werden daher Bevölkerungswanderungen in grösserem Ausmass nicht berücksichtigt, kann das zur Folge haben, dass gewisse sprachgeographische Methoden gerade im arabischen Raum zu völlig falschen Schlussfolgerungen führen. Dies zeigen die Autoren mit vielen Beispielen auf. Auch das Phänomen, dass die Sprache, die in einer Stadt gesprochen wird, aufs angrenzende Umland “ausstrahlt”, gilt nur bedingt für den arabischen Raum. Die Autoren zeichnen auch hier ein differenziertes Bild. Viele Städte erleben einen immensen Bevölkerungszuwachs vom Land, was zu neuen Stadtdialekten und auch zu Pidgins führen kann. Stadtdialekte werden so ruralisiert und beduinisiert (sprachlich gesehen), ein Phänomen, dass man in diesem Ausmass von Europa her nicht kennt.

Kapitel 6 widmet sich dem Thema “Dialektkontakt und Dialektmischung” und damit Phänomenen, die bis jetzt im arabischen Raum noch kaum untersucht worden sind. Im Kapitel 7 (Dialektologie und Soziolinguistik) wird besonders auf die Sprecher eingegangen. Im arabischen Raum hat Dialektverwendung – wie z.B. auch in der Deutschschweiz – keine diastratische Komponente. Alle sprechen Dialekt, vom Müllmann bis zur Avantgarde. Dialektabbau findet natürlich trotzdem statt, doch es ist oft nicht voraussagbar, welche Eigenheiten verloren gehen. Eine schwierige Angelegenheit stellt die Benennung verschiedener Varietäten dar. Was wird z.B. genau unter “Basisdialekt” oder “Standarddialekt” verstanden? Den Autoren ist wichtig, dass lebendige Dialekte und nicht Reliktsprachen untersucht werden und dass nicht Phänomene, die kaum noch aktiv verwendet werden oder schon verschwunden sind, prominent behandelt werden. Ein weiterer Punkt ist das Problem, welche Varietät sich

eignen würde zur Messung davon, wie "dialektal" eine Varietät ist. Im europäischen Umfeld wird dazu oft der Standard herangezogen und die Abweichungen dazu aufgeführt. Das Hocharabische als Fixpunkt zu nehmen macht jedoch wenig Sinn, da es von keiner Bevölkerungsschicht im täglichen Leben gesprochen wird. Es müssen also diesbezüglich andere Lösungen gefunden werden. Die Autoren kommen dann zum Thema "Informanten und Variation" und sprechen dabei u.a. auch kurz das Phänomen von unterschiedlicher Frauen- vs. Mönnersprache an. Leider nur knapp, wie auch andere Punkte noch etwas ausgeführt hätten werden können. Der interessierte Leser wird jedoch auf weiterführende Literatur hingewiesen.

Im Kapitel 8 (Die Erhebung von sprachlichen Daten) geht es erst einmal um die Grundsatzfrage, was überhaupt Forschungsgegenstand sein soll. Legt man das Schwergewicht auf Vokabular, Syntax, Morphologie oder Phonologie? Für die europäische Dialektologie ist Lautwandel bestimmt bedeutender als für die arabische, da das Arabische nur wenige Vokale kennt und Konsonanten-Verschiebungen meist konsequent durchführt. Als zentrales Gebiet wird meist Morphophonemik und Morphologie untersucht und auch das Lexikon kommt zum Zug. Zur Syntax steht leider oft zu wenig Material zur Verfügung. Diesbezüglich unterscheidet sich die Situation also nicht gross von derjenigen im europäischen Raum. Die Autoren machen des Weiteren sehr praktische Angaben zum Inhalt eines Fragebogens, zur Befragungstechnik und der Beteiligung einheimischer Exploratoren und der Leser bekommt eine leise Ahnung davon, wie das Leben eines Dialektgeographen wohl sein mag.

Sind die Befragungen durchgeführt und ausgewertet, steht der Wissenschaftler vor der Frage der Darstellung seiner Ergebnisse. Das Kapitel 9 (Kartentypen und Kartiermethoden) zeigt verschiedene Methoden und ihre Richtlinien auf und kommt dabei von Punktemethode, Flächenmethode über abstrakte Karten, Pfeilchen- zu Dichtekarten. Auch dieses Kapitel ist kurz gefasst und bietet auf engem Raum mit Beispielen eine sehr gute Einführung.

Die nächsten beiden Kapitel behandeln das Thema "Festlegung von Dialektgrenzen". Kapitel 10 geht dabei von der herkömmlichen Methode von Leitisoglossen aus, Kapitel 11 zeigt innerhalb des Gebietes der Dialektometrie neue Wege auf. Bezüglich Leitisoglossen stellt sich die unmittelbare Frage, welche Isoglossen – strukturelle, phonologische oder phonetische – wie gewichtet werden. Die Autoren gehen dabei auf die Unterscheidung von distinktiven und nicht-distinktiven Isoglossen und primären und sekundären Dialektmerkmalen ein. Nicht-distinktive Isoglossen sind für die arabische Dialektologie wichtig, geht es dabei doch um Transferregeln eines Phänomens

des Dialektes A in den Dialekt B. Diese Transferregeln können unmittelbar sein (ersten Grades), d.h., dass eine Struktur mit Hilfe der Transferregel direkt in die entsprechende des Dialektes B umgesetzt werden kann. Transferregeln zweiten Grades benötigen Zusatzregelungen. Auch bei den primären und sekundären Dialektmerkmalen geht es um die Gewichtung von Isoglossen. Primäre Merkmale sind auffallend und den Sprechern meist bewusst, sekundäre dagegen weniger und halten sich deshalb auch viel länger bei Angleichungsprozessen. Interessant sind diesbezüglich Erkenntnisse der kommunikativen Dialektologie, welche die sprachliche Eigen- und Fremdwahrnehmung von Dialektsprechern untersucht. Es zeigt sich dabei, dass sich die Wahrnehmung von Dialektologen und Dialektsprechern hinsichtlich der Prominenz von Phänomenen sehr stark unterscheiden können. Bei der Frage der Grenzziehung ist die Gewichtung von Merkmalen deshalb ein grosses Problem. Auch im arabischen Raum stellt sich die Situation als Dialektkontinuum dar, das jedoch scharfe Bruchstellen zwischen Ansässigen- und Beduinendialekten kennt. Die Migration muss auf jeden Fall berücksichtigt werden, und bei einem Untersuchungsgebiet sollte die Siedlungsgeschichte so weit wie möglich geklärt werden. Die Arten von Übergangsbereichen zwischen verschiedenen Dialektgebieten werden von den Autoren anschaulich dargestellt und auch die Frage der Mischdialekte kurz gestreift. Was dem Nicht-Arabisten und auch Arabisten in diesem Kapitel jedoch fehlt, sind generelle Übersichtskarten.

Das Kapitel 11 (Festlegung von Dialektgrenzen (-gebieten): Dialektometrie) geht von der gleichen Fragestellung wie das vorangehende Kapitel aus und zeigt – ausgehend vom Unbehagen an der Isoglossenmethode – neue Wege auf. Zentral ist dabei nicht die Opposition gleich-ungleich sondern ähnlich-unähnlich, wobei sich auch hier die Frage der Gewichtung der Merkmale stellt. Dieses Kapitel über Dialektometrie mag für viele Leser abschreckend viel Statistik beinhalten. Die Autoren veranschaulichen diese jedoch mit vielen Beispielen. Es zeigt sich letztendlich, dass die Dialektometrie oft zu sehr ähnlichen Ergebnissen hinsichtlich der Einteilung von Dialektgebieten kommt wie herkömmliche Methoden. Dialektometrie kann diese nicht ersetzen, aber unterstützen. Hinsichtlich der Darstellung zeigen sich jedoch erhebliche Fortschritte gegenüber des Isoglossen-Modells.

Nach der Erstellung von Sprachkarten folgt ihre Interpretation, und Kapitel 12 (Interpretation von Sprachkarten) zeigt hier verschiedene Methoden auf. Vom Ansatz her unterscheiden sich externlinguistische und internlinguistische Methoden. Der externlinguistische Ansatz untersucht aussersprachliche Faktoren, um unterschiedlichen Varietäten auf die Spur zu kommen. Als Beispiel führen die

Autoren Blutgruppenuntersuchungen und Schädelmessungen auf. Genetische Untersuchungen werden in Zukunft sicherlich noch grösseres Gewicht erhalten. Daneben greift man auch auf zusätzliche Datenquellen zurück und versucht über historische Quellen oder Ortsnamen Genaueres über die Siedlungsgeschichte zu erfahren. Die internlinguistische Interpretation von Sprachkarten untersucht z.B. Möglichkeiten von semantischen Konflikten, wie Analogiebildungen oder Auswirkungen von Tabus und entwickelt Abstammungskarten und Systemdifferenzkarten. Zum Feld der internlinguistischen Methode gehören auch generative Ansätze zur Bildung von sprachlichem Output.

Der Band "Arabische Dialektgeographie" wird abgeschlossen mit Kapitel 13 (Wortgeographie), das aufzeigt, wie unterschiedlich etwas an verschiedenen Orten benannt wird und umgekehrt, wie ein gewisses Wort in verschiedenen Regionen unterschiedliche Bedeutungen haben kann. Letzteres wurde jedoch fürs Arabische erst am Rande untersucht. Auch Entlehnungen von und ins Arabische sind sehr interessant, da dadurch Rückschlüsse auf die Geschichte der arabischen Dialekte gezogen werden können.

Das vorliegende Buch ist eine glückliche Verknüpfung von Theorie und Praxis, das tatsächlich für ein unterschiedliches Zielpublikum interessant ist. Die Darstellung ist jedenfalls sehr ansprechend und dieses Handbuch gibt dem Leser eine Idee davon, was im Bereich der arabischen Dialektologie und Dialektgeographie noch alles möglich wäre. Lobenswert auch die Breite der Beispiele, die nicht nur aus den Spezialgebieten der beiden Autoren stammen, sondern einen Grossteil des arabischsprachigen Gebietes berücksichtigen. Hinsichtlich der vielen Beispiele wäre etwas expliziteren Kommentar oft wünschenswert, gerade die vielen Beispiele zu Wortfeldern im Kapitel 13 muten wie ein Sammelsurium an. Auch die vermehrte Anbindung an den europäischen Raum und die Herausarbeitung der Unterschiede hätten mich sehr interessiert. Wie bereits erwähnt wünschte ich mir in einer weiteren Auflage auch eine generelle Übersichtskarte über die arabischsprachigen Gebiete.

Insgesamt ist dem Autorenteam "Arabische Dialektgeographie. Eine Einführung" jedoch sehr gelungen.

Eva Mira GROB (Zürich)

Heidi BUCK-ALBULET: *Emotion und Ästhetik. Das "Ashiwake obune" – eine Waka-Poetik des jungen Motoori Norinaga im Kontext dichtungstheoretischer Diskurse des frühneuzeitlichen Japan*. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag, 2005. 409 S. ISBN 3-447-05150-7.

Der bekannte japanische Philologe der so genannten Nationalen Schule (*kokugaku*), Motoori Norinaga (1730–1801), gilt in der Forschung als rätselhaft widersprüchlich.¹ Einerseits ist er bekannt für seinen irrationalistischen Götterland- und Fremdendiskurs respektive für seinen xenophoben, chinafeindlichen Nationalismus, andererseits machte er sich als bedeutender Gelehrter durch seine positivistische Philologie und Poetik verdient, namentlich mit seinem Lebenswerk *Kojikiden* ("Kojiki-Kommentar", 1798). Mit ihm trat das *Kojiki* ("Aufzeichnungen alter Begebenheiten", 712), die älteste Chronik Japans, nach Jahrhunderten aus dem Schatten seines in chinesischer Schriftsprache abgefassten Pendant *Nihon shoki* ("Japanische Annalen", 720). Einen Namen machte sich Norinaga zudem durch seine Studien zur Poetik und Ästhetik, insbesondere durch die Hervorhebung des *mono-no-aware*-Konzepts, einer der zentralen philosophischen Begriffe der japanischen Ästhetik. Schliesslich seien Norinagas sorgfältige Studien zur klassisch-japanischen Grammatik genannt.

Heidi Buck-Albulet befasst sich in ihrer aus einer Dissertation hervorgegangenem Monographie mit einem Frühwerk des bekannten *kokugaku*-Gelehrten, einer Schrift, die noch keinerlei philologisches Interesse am *Kojiki* erkennen lässt und auch nicht von der späteren sinophoben Haltung geprägt ist, allerdings erste Ansätze einer Konzeptualisierung des *mono-no-aware*-Konzepts sowie ein Interesse für sprachwissenschaftliche Probleme signalisiert. Es handelt sich um die poetologische Abhandlung *Ashiwake obune* ("Mit dem Boot das Schilf durchteilen"), einem Text über die 31-silbige lyrische Gattung Waka, den Norinaga nicht veröffentlicht hatte, und der erst 1916 wieder aufgefunden wurde. Norinaga nimmt in seiner Poetik – deren Titel vermutlich auf ein Gedicht des *Man'yōshū* zurückgeht und u.a. eine Anspielung auf zeitgenössische Probleme der Dichtung (Schilf) und Möglichkeiten zu deren Überwindung (das zerteilende Boot) ist (S. 18) – zu allen erdenklichen Fragen und Problemen Stellung, welche die Dichter seiner Zeit bewegt haben. In der literarischen Form des Frage-Antwort-Dialogs (*mondōtai*) wird Wesen und Funktion, Geschichte und sprachlicher Beschaffenheit der Dichtung nachgegangen.

1 Norinagas Widersprüchlichkeit nannte Katō Shūichi ein "Rätsel" (*nazo*). Siehe KOYASU 1995: 22f.

Die Autorin gliedert das Werk thematisch in vier Schwerpunkte: 1. Einen lyriktheoretisch-ästhetischen Schwerpunkt, der den ganzen Text durchzieht: Norinaga befasst sich mit Sinn und Zweck der Dichtung, mit den poetologischen Diskursen des Neokonfuzianismus, Buddhismus und der Kriegerethik, sowie mit der geheimen Tradierung (*denju*) und der traditionellen Waka-Poetik. 2. Einen literaturhistorischen Schwerpunkt. Dieser bleibt nicht bei poetologischen Fragestellungen und Dichtungskritik stehen, sondern weitet sich zu einer historischen Affektenlehre aus. Zudem beschreibt Norinaga die sozialgeschichtliche Entwicklung als Bedingung für lyrisches Schaffen und endet mit heftiger Kritik der esoterischen *Kokinshû*-Tradition. 3. Fragen der Waka-Poetik im Sinne einer Regelpoetik, wo Formprobleme der Waka-Dichtung angesprochen werden. 4. Einen philologisch-sprachwissenschaftlichen Bereich, der sich mit dem Phänomen der Sprache allgemein befasst.

Buck-Albulets Abhandlung konstituiert sich aus zwei Hauptteilen, einer ausführlichen Einführung sowie einer deutschen Erstübersetzung des *Ashiwake obune*. Die Einführung wiederum besteht aus vier Teilen: einer Analyse des sozial- und literaturgeschichtlichen Hintergrunds, einer Biographie, einer inhaltlichen und ästhetischen Kontextualisierung sowie Ausführungen zur Datierung des Werks. Der umfangreiche, 200-seitige einleitende Kommentar hat zum Ziel, die literaturhistorischen, biographischen und begrifflichen Hintergründe zu ermitteln, deren Kenntnis für das Verständnis des Textes von Bedeutung sind, namentlich was die drängenden poetologischen Fragen in Japan der frühen Neuzeit waren, was den Autor veranlasste, dazu Stellung zu nehmen, sowie weshalb der Autor den Text nie publiziert hat. Zusammen mit der darauf folgenden Übersetzung der Waka-Poetik soll, so die Autorin, "das poetologische Denken Norinagas in einer bestimmten Phase seines Lebens dem Leser zusammenhängend und in möglichst authentischer Form nahe gebracht werden" (S. 4), ein Unterfangen, dem mit viel Umsicht nachgekommen wurde und das als geglückt bezeichnet werden darf. Nun aber zum detaillierten Inhalt der Monographie:

In der Einleitung (Kapitel I) formuliert die Autorin den methodischen Rahmen des Untersuchungsgegenstandes. Zur Einordnung des Textes *Ashiwake obune* beruft sie sich auf die Typologien des Sinologen James Liu², der selbst von M.H. Abrams³ inspiriert war. Allerdings legt Buck-Albulet eine eigene, diejenige Lius leicht revidierende und erweiternde Typologie vor. Lius Typologie wird zudem nicht auf ganze Texte, sondern lediglich auf einzelne Aussagen,

2 Vgl. LIU 1962 und LIU 1975.

3 Vgl. ABRAMS 1978.

die so genannten Poetologeme angewandt. Dies dient später zur Einordnung des *Ashiwake obune*. Allerdings kommt diese zu Anfang formulierte Typologisierung im Hauptteil von Buck-Albulets Ausführungen nur am Rande zur Sprache, weshalb sich die Frage stellt, warum die Autorin in ihrer Einleitung ausschliesslich die Text-Typologisierung als methodische Untersuchungsbasis hervorhebt und nicht auch andere von ihr angewandte methodische Ansätze, etwa den Biographismus, miteinbezieht.

In Kapitel II gibt Buck-Albulet einen sozial- und poetikgeschichtlichen Abriss der japanischen Dichtungstheorie von den Anfängen, markiert durch das berühmte Vorwort zum *Kokin[waka]shû* (“Sammlung [von Waka] aus alter und neuer [Zeit]”, 905–913/14) des Ki no Tsurayuki (ca. 868–ca. 945), über die klassizistischen Poetiken der Dichter Fujiwara no Shunzei (1114–1204) und dessen Sohn Fujiwara no Teika (1162–1241) bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, dominiert von zwei konkurrierenden Häusern, den Nijô und den Reizei. Besonderes Augenmerk in diesem Kapitel erhält der Ursprung und die Entwicklung des im *Ashiwake obune* geschilderten sozialen Rahmens der Waka-Dichtung sowie Streitfragen, Topoi und grundlegende Themen der Waka-Poetik, die den literarischen Diskurs der Zeit bestimmten, wobei insbesondere die Szene in Edo im Kontrast zu derjenigen in Kyôto sowie die unterschiedlichen poetologischen Standpunkte der konkurrierenden Häuser der Waka-Szene in Kyôto analysiert werden. Hier wäre meines Erachtens eine etwas klarere Darstellung wünschenswert gewesen, obschon die Komplexität des Sachverhalts eine gewisse Unübersichtlichkeit erklärt. Im Anschluss an diese soziokulturellen und literaturhistorischen Ausführungen wird Norinagas *Ashiwake obune* in den Kontext der Kyôtoer Waka-Szene – der Norinaga angehörte – eingebettet. Die Autorin kommt zum Schluss, dass das Werk *Ashiwake obune* zur sprachlich-konservativen Lyriktheorie der bürgerlichen Fraktion der Nijô-Poetik tendiert – wie diese orientierte sich Norinaga an der Poetik des Fujiwara no Teika und setzte das *Shinkokin[waka]shû* (“Neue Sammlung [von Waka] aus alter und neuer [Zeit]”, 1205) als Ideal der Waka-Dichtkunst – obschon Norinaga selbst den Dichternhäusern neutral gegenüberstand und sowohl an den Theorien des Nijô- als auch des Reizei-Hauses zuweilen Anstoss nahm. Weitere Impulse für Norinagas poetologische Orientierung macht die Autorin in Einflüssen des Shingon-Mönches Keichû (1640–1701) sowie des Konfuzianers der neoklassischen Richtung Ogyû Sorai (1666–1728) aus: Norinaga habe sich im Bereich der praktischen Dichtkunst (*eiga*) an Teika orientiert, im Bereich des philologischen Studiums des Liedes (*kagaku*) an Keichû und Sorai. Norinaga ist somit denjenigen Dichtern zuzuordnen, die “der traditionellen aristokratischen Poetik grund-

sätzlich positiv gegenüberstanden, die eine Renaissance im Rahmen dieser aristokratischen Poetik anstrebten und lediglich mittelalterliche Fehlentwicklungen wie die Geheimträdierung [...] und die verlorengegangene Sprachkompetenz zu überwinden trachteten” (S. 64).

Kapitel III widmet sich der Biographie von Norinaga, als “offensichtlichster Ursache”⁴ des Textes. Es wird der Frage nachgegangen, wie sich Norinagas Biographie auf die Entstehung sowie den Inhalt des *Ashiwake obune* auswirkte. Beleuchtet werden insbesondere die religiösen, kulturellen und sozialen Hintergründe von Norinagas Leben und was davon sich im *Ashiwake obune* widerspiegelt. Des Weiteren wird untersucht, was die Vita von Norinaga zum Verständnis der im *Ashiwake obune* entwickelten Lyriktheorie beiträgt. Da es sich bei dem Text um ein Frühwerk handelt, wird auf den jungen Norinaga fokussiert – ein, wie die Autorin selbst erwähnt, Novum in der bisherigen Norinaga-Forschung (S. 5). Diese Vorgehensweise hat den Vorteil, dass nur ein zeitlicher Ausschnitt aus Norinagas Leben herausgeschält wird, wodurch das Denken Norinagas nicht als homogenes Ganzes dargestellt wird. Somit wird die Gefahr eines statischen Bildes von Norinagas Gesamtleben, ohne Entwicklungsstufen und Brüche, vermieden. Die Autorin vermag anhand dieses Ansatzes aufzuzeigen, dass viele bisherige Forschungsergebnisse, die sich meist auf das Gesamtwerk beziehen, etwa Norinagas Verhältnis zur chinesischen Kultur – das gemeinhin als stark kritisch und ablehnend rezipiert wird – auf das Frühwerk nicht zutreffen, sondern dass Norinaga in seinem frühen Schaffen, obwohl er einen individuellen poetologischen Ansatz vertrat, doch erheblich von konfuzianischem und buddhistischem Gedankengut geprägt war und diesem keineswegs so feindlich gegenüberstand. Problematisch an solch einem biographischen Ansatz ist – wie auch die Autorin selbst feststellt – , dass sich das Quellenmaterial zu einem Grossteil aus autobiographischen Aufzeichnungen konstituiert, wodurch die Objektivität der biographischen Darlegungen möglicherweise einer Selbstmystifizierung und fremdrezipierten Selbstdarstellung Norinagas Platz macht.

In Kapitel IV geht die Autorin dem Inhalt des *Ashiwake obune* nach. Über eine intratextuelle Bestandesaufnahme des poetologischen Vokabulars wird ein Zugang zu Norinagas dichtungstheoretischer Position angestrebt. Ein Hauptmerkmal des poetologischen Wortschatzes macht die Autorin in dessen Organisiertheit in binären Oppositionen aus, die sowohl der traditionellen Poetik als auch neokonfuzianischem Vokabular und der chinesischen Poetik entlehnt sind. Norinagas originäre Idee sieht Buck-Albulet in seiner Unterscheidung zwischen

4 WELLEK/WARREN 1985:73.

Essenz (*honzen/hontai*) und Gebrauch (*mochiyuru tokoro*) der Dichtung, sowie in seiner Betonung der dichterischen Intention (*hon'i*). Zwar berufe er sich hierfür auf chinesische Quellen, entbinde diese jedoch von ihren pragmatischen Zwecken (der Aufrechterhaltung der sozialen Ordnung) und stelle sich somit gegen konfuzianische pragmatische Dichtungsauffassungen. Behandelt werden in diesem Kapitel zudem Schlüsselbegriffe wie *kokoro* (das menschliche Herz), *seijô* (der menschliche Charakter), *ninjô* (menschlicher Affekt) und *jitsujô* (wirklicher Affekt). Anhand all dieser binären Begriffe dringt Norinaga in einer dialektischen Argumentationsweise, in der Form des Frage-Antwort-Stils, von synchronischen zu diachronischen Fragestellungen vor und schafft, so die Autorin, eine emotionspsychologisch-anthropologische Poetik, eine Apologie für die Dichtkunst als Emotionsausdruck, verbunden mit einem technizistischen, klassizistischen Ansatz (*gifûgashugi*)⁵, der eine Berufung auf das poetologische Vokabular der so genannten *sandaishû*⁶, insbesondere des *Kokinshû*, fordert.

Im Anschluss bespricht die Autorin den Gebrauch des *mono-no-aware*-Konzepts im *Ashiwake obune*. Es handelt sich um einen zentralen Begriff in Norinagas Poetik, der aber im *Ashiwake obune* nur marginal Erwähnung findet. Die Autorin weist allerdings nach, dass im *Ashiwake obune* möglicherweise eine entscheidende Phase der Genese des *aware*-Konzepts zu beobachten sei. Abschliessend macht Buck-Albulet den Versuch einer Text-Typologisierung, kommt jedoch zum Schluss, dass sich Norinagas Frühschrift einer eindeutigen typologischen Zuordnung nach Liu entzieht, und dass sie sowohl expressivistische, klassizistische, technizistische und ästhetizistische Elemente enthält (S. 119).

Kapitel V schliesslich behandelt die Datierungsdebatten des *Ashiwake obune*. Die klassische Theorie (Kyôto-Theorie) datiert die Entstehung des Werks in die Zeit von Norinagas Kyôto-Aufenthalt, also zwischen 1752 und 1757. Als Sonderfall gilt hierbei die Hori Keizan-Theorie, die davon ausgeht, die Poetik-Schrift sei ein *Scriptum* Norinagas aus den Vorlesungen seines konfuzianischen Lehrers Hori Keizan. Die zweite Theorie (Rückkehr-Theorie) datiert das Werk in die Zeit, nachdem Norinaga Kyôto verlassen hatte und nach Matsusaka, seinem Geburtsort, zurückgekehrt war, also nach 1757. Die Autorin fasst die Standpunkte und Argumentationsmuster der verschiedenen Lager kritisch zusammen,

5 WATANABE 1974:490.

6 Es handelt sich hierbei um die ersten drei von insgesamt 21 auf kaiserlichen Befehl kompilierten Anthologien (*chokusenshû*): das *Kokin[waka]shû*, das *Gosen[waka]shû* (Spätere [Waka-]Anthologie, 951) sowie das *Shûi[waka]shû* (Sammlung erlesener Hinterlassenschaften [von Waka], 1005).

ohne sich selbst festzulegen, obwohl sie tendenziell mit der klassischen Kyôto-Theorie sympathisiert. Da die Argumentationslinien textimmanente, intertextuelle, biographische sowie literatur-, sozial- und geisteshistorische Bezüge zu deren Verständnis voraussetzt, wurde – zu Recht – dieses Kapitel den drei vorigen nachgestellt.

Nach dieser ausführlichen Einführung folgt die Übersetzung der Waka-Poetik *Ashiwake obune*. Es handelt sich um eine sorgfältige, philologisch akribische und stilistisch schöne Übersetzung, die aufgrund der vielen Einschübe und Fussnoten zwar nicht besonders leserfreundlich ist, aber von grossem philologischem Geschick zeugt.

Mit der Kontextualisierung, Analyse und Übersetzung des *Ashiwake obune* stellt uns Heidi Buck-Albulet eine Frühschrift Norinagas vor, die neue Perspektiven auf das Werk des namhaften *kokukgaku*-Gelehrten wirft und den bekannten Philologen in einem anderen Licht erscheinen lässt. Die Autorin vermag mit ihrer Monographie das geläufige Bild eines nationalistischen, irrationalistischen und xenophoben Norinaga zu revidieren und uns mit einer weit rationaleren und chinafreundlicheren Seite des Philologen bekannt zu machen, als dies seine späteren Schriften nahelegen. Wir treffen auf einen Norinaga, der der festländischen Kultur nicht grundsätzlich ablehnend gegenübersteht, sondern im Gegenteil von einer Gleichgerichtetheit, einer Sympathie zwischen dem Japanischen und dem Chinesischen ausgeht, indem er als gemeinsame Basis und Essenz der Dichtkunst beider Länder den Ausdruck von Gefühlen setzt. Gleichzeitig treffen wir auf einen Norinaga, der trotz seiner jungen Jahre bereits einen eigenen poetologischen Ansatz vertritt, und der mit scharfem, logischem Geist sowohl ausländisches als auch einheimisches Gedankengut einer kritischen Prüfung unterzieht. Es handelt sich bei Buck-Albulets Monographie um eine akribische Recherchearbeit und solide wissenschaftliche Forschung, der mit grossem philologischem Gespür und viel Aufwand nachgekommen wurde. Nicht zuletzt sei das detaillierte Stichwortverzeichnis erwähnt. Schon allein durch dieses, insbesondere aber durch die aufwendige deutsche Übersetzung des *Ashiwake obune*, wird die lange Publikationszeit, für die sich die Autorin im Vorwort entschuldigt, gerechtfertigt.

Literaturverzeichnis

ABRAMS, M.H.

1978 *Spiegel und Lampe. Romantische Theorie und die Tradition der Kritik.*
Übers. u. eingel. von Lore Iser. München: Fink.

KOYASU Nobukuni

1995 *Norinaga mondai to wa nani ka* (Wie verhält es sich mit dem Problem Norinaga?). Tôkyô: Seidôsha.

LIU, James

1962 *The Art of Chinese Poetry.* London: Routledge.

1975 *Chinese Theories of Literature.* Chicago/London: University of Chicago Press.

WATANABE, Hiroshi

1974 “Michi to miyabi” (Der Weg und die Eleganz), in: *Kokka gakkai zasshi* 87, Nr. 9–12 (1974):477–720.

WELLEK, René, WARREN, Austin

1995 *Theorie der Literatur.* Königstein/Ts.: Athenäum.

Simone MÜLLER (Zürich)

Martin GIMM: *Hans Conon von der Gabelentz und die Übersetzung des chinesischen Romans Jin Ping Mei.* Wiesbaden: Harrassowitz Verlag, 2005. (*Sinologica Coloniensa*, 24).

Ein Buch geisterte wie ein Phantom durch die frühe europäische Sinologie des 19. Jahrhunderts: das *Jin Ping Mei* 金瓶梅 (ca. 1618). Bereits der erste Inhaber eines sinologischen Lehrstuhls, Jean-Pierre Abel Rémusat (1788–1832), hatte offenbar seit etwa 1816 Zugang zu einem Exemplar dieses Werks. Ohne den Titel desselben ausdrücklich zu nennen, beschrieb er es im Vorwort zu seiner Übersetzung des *Yu jiao li* 玉嬌梨 (1826) in Worten, die geeignet waren, einen eigentlichen “Mythos” darum in die Welt zu setzen:

Je connais tel roman chinois qui présente toute une compagnie d’hommes et de femmes dans les différents rapports qui naissent de la vie civile, et où on les voit passer successivement par toutes les situations que l’homme civilisé peut parcourir. La traduction d’un pareil roman rendrait bien superflu tout autre ouvrage sur les habitudes des Chinois. Il est fâcheux

d'être obligé d'ajouter qu'un grand nombre de passages de ce livre ne sauraient paraître dans notre langue.¹

Rémusat's superlative Einschätzung des Wertes des *Jin Ping Mei* für das europäische Wissen über die Chinesen und ihr Sittenleben erklärt sich unter anderem durch den damaligen sehr begrenzten Kenntnisstand bezüglich der chinesischen Erzählliteratur. Die frühe europäische Sinologie befasste sich – aus an sich interessanten, hier aber nicht weiter zu erläuternden Gründen – ausser mit den Erzählungen der Anthologie *Jingu qiguan* 今古奇觀 vor allem mit einer Handvoll Romanzen des Genres *caizi-jiaren* 才子佳人 (“hochbegabte und schöne junge Leute”, z.B. *Yu jiao li*), die – trotz Goethes oft zitierter, überaus lobender Äusserung dazu Eckermann gegenüber – nicht eben geeignet waren, eine realitätsnahe Vorstellung vom chinesischen Gesellschaftsleben zu vermitteln. Das Versprechen des *Jin Ping Mei*, statt preziöser Geziertheit ein schonungslos “naturalistisches” Porträt der chinesischen Gesellschaft zu eröffnen, verband sich jedoch mit dem gleichzeitigen Befund der “Unübersetzbarkeit”, womit aber vielmehr die Nicht-Publizierbarkeit einer allfälligen Übersetzung wegen der im Text enthaltenen erotischen Szenen und Beschreibungen gemeint war. Der Ruch des Unanständigen, ja des unsäglich Obszönen oder schlicht des Verbotenen und nicht zuletzt deshalb so Anziehenden, trug seinerseits wesentlich zum Mythos des *Jin Ping Mei* in der sinologischen Welt bei. Dieses Buch wurde zu einer zentralen Herausforderung wie auch zu einer *pièce de résistance* der frühen Sinologie. So deutete 1862 Hervey-Saint-Denys (eigentlich Marie Jean Léon Le Coq, Baron d'Hervey, Marquis de Saint-Denys, 1822–1892) an, er sitze an einer Übersetzung des *Jin Ping Mei*,² die allerdings über das Anfangsstadium nicht hinausgekommen zu sein scheint.

In der deutschen Sinologie war der “Mythos” um das *Jin Ping Mei* vielleicht noch einflussreicher als in der französischen; zumindest fiel Rémusat's Saat in Deutschland auf noch fruchtbareren Boden. Lange bevor Franz Kuhn (1884–1961) mit der selektiven Übertragung *Kin Ping Meh* (1930) seinen ersten kommerziellen Erfolg als berufsmässiger Übersetzer erzielte und die Brüder

1 *Iu-kiao-li, ou Les deux cousines*; roman chinois, traduit par M. Abel-Rémusat (Paris: Moutardies, 1826), “Préface”, S. 29–30.

2 Siehe die betreffende Fussnote im Vorwort “L'art poétique et la prosodie chez les Chinois” zu seinen *Poésies de l'époque des Thang* (Erstausg. 1862; Neuausg., Paris: Editions Champ Libre, 1977), S. 35: “Le *Kin-ping-mei* [...] abonde en détails précieux sur les moeurs intimes de la Chine. J'en ai traduit plusieurs chapitres, et ne renonce pas à poursuivre ce travail afin de le publier.”

Artur Kibat (1878–1961) und Otto Kibat (1880–1956) fast zeitgleich mit Kuhn ihre vollständige Übersetzung des Textes begannen, die allerdings erst Jahrzehnte später als ganze publiziert werden konnte, hatte sich bereits der Privatgelehrte Hans Conon von der Gabelentz (1807–1874) an diesem Text versucht. Davon wusste man aufgrund zweier Übersetzungsausschnitte, die er 1863 und 1864 zusammen mit seinen Söhnen, Hans Albert von der Gabelentz (1834–1892) und dem Sprachwissenschaftler und Sinologen Hans Georg Conon von der Gabelentz (1840–1893), in deutschen populärwissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlicht hatte. Es hiess, Hans Conon von der Gabelentz habe eine Übersetzung des ganzen, 100 Kapitel umfassenden *Jin Ping Mei* abgeschlossen. Das Manuskript dieser monumentalen Leistung galt aber bis vor kurzem als verschollen.

Es ist nun das grosse Verdienst des emeritierten Kölner Manjuristen und Sinologen Martin Gimm, dieses Manuskript durch hartnäckige Nachforschungen 1998 “in einer verstaubten Ecke des Thüringischen Staatsarchivs auf Schloss Altenburg” geborgen zu haben: einen Manuskriptstapel von 3842 Seiten mit dem Titel “Gin-Ping-mei, ein chinesischer Roman, aus dem Mandschu übersetzt von H. C. v. d. Gabelentz, 1862–1869”. Im hier zu rezensierenden Band präsentiert Gimm seinen Fund dem akademischen Publikum, stellt ihn in seinen Entstehungszusammenhang und gibt einige Textproben daraus.

Gimm stellt in seiner Kontextualisierung nicht so sehr den hier vom Rezensenten betonten sinologischen “Mythos” um das *Jin Ping Mei* in den Vordergrund, obwohl er sich auch mit der Übersetzungsgeschichte dieses Werks befasst (siehe I.3, S. 40–52). Vor allem zeigt er aber die spezifisch mandjuristische Logik von Gabelentz’ Auseinandersetzung mit diesem Text auf. Einerseits betont er zu Recht wieder einmal die kaum zu überschätzende Bedeutung des Manjurischen als Hilfssprache für die frühe Sinologie (S. 98–105). Andererseits argumentiert er, dass unter den ziemlich zahlreichen manjurischen Übersetzungen chinesischer Erzählwerke die auf 1708 datierte Übertragung des *Jin Ping Mei*, *Gin ping mei bithe*, herausrage. Sie gehöre zu den Meisterwerken der manjurischen Übersetzungsliteratur. In einiger Tiefe analysiert Gimm die in den frühesten Berichten kolportierte Information, wonach der manjurische Übersetzer dieses Werks kein geringerer als ein Bruder des Kangxi-Kaisers (reg. 1666–1722) gewesen sei. Die enge Assoziation mit dem Kaiserhof trug wohl insofern ebenfalls zum frühen “Mythos” um dieses Werk bei, als es ihm gleichsam die Krone aufsetzte. Gimm hält die These dieser Urheberschaft allerdings für unwahrscheinlich. Zwar dürfte die Übersetzung von einer hochgestellten Persönlichkeit bei Hofe initiiert worden sein, aber für die

hochstehende Übersetzungsleistung selber konnte nur ein ausgewiesener Könnler wie Hesu 和素 (1672–1718) in Frage kommen.

Dasjenige Buchkapitel, das sich allgemein mit der “chinesischen Vorlage” befasst (I.2, S. 33–39), fällt etwas aus dem Rahmen, weil es auf wenigen Seiten den aktuellen Forschungsstand zum *Jin Ping Mei* natürlich nicht in angemessener Weise resümieren kann, und erscheint dadurch letztlich doch ziemlich unnötig. Ganz im Gegensatz dazu stehen die Einleitung zum Leben und Wirken des H. C. von der Gabelentz (I.1, S. 7–32) sowie das Kapitel zu dessen *Jin Ping Mei*-Übertragung (I.6, S. 97–129). Gimm konnte im Gabelentz’schen Familienarchiv aufschlussreiche Korrespondenz einsehen. H. C. von der Gabelentz war seit 1830 in altenburgischem Staatsdienst tätig und wirkte von 1848 bis 1868 sogar als Ministerpräsident des Herzogtums Altenburg. Die Arbeit des Hobbyphilologen an der Übersetzung fiel grösstenteils in die letzten Jahre seiner Amtsperiode. Wie kam aber ein prominenter Politiker wie er dazu, ausgerechnet das *Jin Ping Mei*, ein so berühmtes wie berüchtigtes Werk, übersetzen zu wollen? Gimm hat diese Frage so nicht gestellt. Dennoch kann man Antworten darauf aus seinen Erkenntnissen ableiten. Nachdem Gabelentz von seinem in China Handel treibenden Schwiegersohn die manjurische Übersetzung zugeschickt worden war, machte er sich offenbar gleich freudig an die Arbeit, wobei er sich des “schlüpfrigen Inhalts” (S. 109) des Werks im Voraus wohl bewusst war. Der zweideutige Ruf des Buchs scheint auch bei ihm Erwartungen geweckt zu haben. Gimms Annahme, die manjurische Fassung des *Jin Ping Mei* habe für Gabelentz gleichsam auch einen Schlüssel zur chinesischen Sprache und Literatur dargestellt, überzeugt hingegen nicht ganz, denn es bleibt hypothetisch, dass ihm bei der Übersetzungsarbeit der chinesische Text ebenfalls vorgelegen haben könnte. Auch nach der Fertigstellung des Übersetzungsmanuskripts wahrte Gabelentz eine auffällige Diskretion darüber, weshalb dessen Existenz auch eher ein Gerücht blieb. Die Publikation des Manuskripts scheint nach seinem Tod von den Söhnen auch nicht ernsthaft erwogen worden zu sein. Gimm vermutet, es sei deshalb zu keiner Publikation gekommen, weil Gabelentz sich eine Überarbeitung des Manuskripts vorbehalten hatte. Die erotischen Passagen, die ohnehin nicht publizierbar gewesen wären, hatte er in seiner Übersetzung vorsorglich konsequent ausgespart.

Gimm selber ermisst die Bedeutung seiner Wiederentdeckung nicht ausdrücklich. Er stellt lediglich fest, es handle sich um “die früheste (fast) vollständige Adaption dieses Romans in eine europäische Sprache” und die einzige “auf der ausgezeichneten manjurischen Fassung des Jahres 1708” beruhende (S. 119–120). Einige Textproben, denen zum Vergleich die

Kibat'sche Fassung nach dem chinesischen Text zur Seite gestellt ist (S. 132–135), sollen gewisse Vorzüge der Gabelentz'schen Arbeit exemplifizieren, wobei Gabelentz' "textgetreue Wiedergabe" als positiver Kontrast zum von Zugeständnissen an den zeitgenössischen Publikumsgeschmack geprägten Übersetzungsstil der Brüder Kibat dargestellt wird (S. 122). Mit dem vorliegenden Band wollte Gimm wohl nicht zuletzt eine Grundlage schaffen, um die Möglichkeiten einer Publikation der philologischen Grossleistung des H. C. von der Gabelentz zu erwägen. Trotz ihres ungeschliffenen Zustandes und ihrer zeitbedingten Unzulänglichkeiten verdient sie über Gimms Würdigung im vorliegenden Band hinaus sehr wohl eine späte Veröffentlichung in einer geeigneten Form. Die ersten zehn Kapitel hat Gimm kürzlich in einer Schriftenreihe der Staatsbibliothek zu Berlin veröffentlicht.³ Es liesse sich allerdings darüber diskutieren, ob diese Publikationsform die geeignetste sei.

Die vorliegende Dokumentation ist sehr material- und referenzreich, wobei vor allem die Fussnoten mit Zitaten schwer beladen daher kommen. Hier wäre eine gewisse Entschlackung der Lesbarkeit wohl zuträglich gewesen.

Roland ALTENBURGER (Universität Zürich)

Merle GOLDMAN: *From Comrade to Citizen: The Struggle for Political Rights in China*. Cambridge, Mass. und London: Harvard University Press, 2005, 304 S., gebunden, ISBN: 0674018907, ca. € 36.90 / CHF 67.50.

Merle Goldman, Professorin emerita der Boston University und ehemalige Schülerin des bekannten Historikers und Chinawissenschaftlers John K. Fairbank, befasste sich in ihren bisherigen Studien mit der wechselhaften Beziehung zwischen Chinas Intellektuellen und dem chinesischen Staat im 20. Jahrhundert, speziell während der kommunistischen Ära. In ihrem neuesten Buch widmet sich Goldman nun dem Kampf von Individuen und Gruppen in der Volksrepublik China für ihre politischen Rechte in der Zeit nach Mao Zedong ab 1978 bis in die Gegenwart.

3 Hans CONON VON DER GABELENTZ: *Jin Ping Mei. Chinesischer Roman, erstmalig vollständig ins Deutsche übersetzt. Kapitel 1–10*. Herausgegeben und bearbeitet von Martin Gimm. Mit einer Vorbemerkung von Hartmut Walravens. Berlin: Staatsbibliothek, 2005. (Neuerwerbungen der Ostasienabteilung, Sonderheft 9).

Für Goldman bedeuten Bürgerrechte (*citizenship*) nicht automatisch Demokratie, doch ohne Teilnahme und Mitbestimmung der Bürger gäbe es erst recht keine Demokratie. Gerade dieses Konzept von "Bürgerschaft", das sie als die Geltendmachung von politischen Rechten definiert, sei in China als ein zunehmender Trend zu beobachten (S. 233).

Zunächst erläutert Goldman, dass das Konzept der Bürgerrechte in der späten Qing-Zeit (1840–1911) aus dem Westen via Japan nach China gekommen sei. Die Regierungen der späten Qing und der Republikzeit (1912–1949) erachteten Rechte nicht als inhärente Naturrechte, sondern als vom Staat verliehene Rechte. Politische Rechte ermöglichten es den damaligen Bürgern vielmehr, etwas für den Staat beizutragen, als dass sie die Bürger vor dem Staat geschützt hätten.

Ein Wandel dieser Ansichten setzte – so Goldman – mit den beiden Reformern des späten 19. Jahrhunderts, Kang Youwei und Liang Qichao, ein, die in der gebildeten Beamtenelite zwar die Anführer ihrer Reformen sahen, um einen neuen Nationalstaat zu errichten, aber als Basis der Nation die "erneuerten Bürger" erachteten, die sich nicht nur ihrer Pflichten bewusst waren, sondern sich auch an der Politik beteiligten. Auch die Protagonisten der Bewegung des 4. Mai befürworteten die Idee der aktiven Teilnahme der Bürger, so dass in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts Studenten, Arbeiter und Kaufleute autonome Gruppen bildeten, welche die Äusserung unabhängiger Ideen förderten und politische Vereinigungen gründeten.

Als China jedoch ab den 1920er Jahren durch Rivalitäten zwischen verschiedenen Kriegsherren, durch den Verteidigungskrieg gegen Japan und die militärischen Konflikte zwischen den Nationalisten (Guomindang) und den Kommunisten erschüttert wurde, nahm die Neigung, politische Rechte zu beanspruchen und ein autonomes Bürgertum zu etablieren, zugunsten der Errichtung eines starken Staates wieder ab, und die grosse Mehrheit der chinesischen Intellektuellen kümmerte sich immer weniger um die aktive Teilnahme der Bürger an der Politik, sondern befasste sich mehr mit der Herausforderung, die Macht des Staates zu stärken, so dass China wieder geeint, wohlhabend und mächtig werde. Diese Haltung, verstärkt durch die traditionelle konfuzianische Auffassung vom Dienst der Intellektuellen für den Staat, blieb bis in die Ära nach Mao Zedong vorherrschend.

Vor diesem Hintergrund erläutert Goldman in acht chronologisch geordneten Kapiteln die Entstehung zunehmender ideologischer Vielfalt in der Nach-Mao-Ära als Konsequenz von Chinas Hinwendung zum Markt und Öffnung zur Aussenwelt und der damit verbundenen Lockerung der Kontrolle

über das Alltagsleben der Bürger durch die Partei. Dabei unterscheidet sie zwischen zwei Arten von Intellektuellen: einerseits denjenigen, die eine Stellung in Forschungsinstituten, Medien und offiziellen Kommissionen innehatten, die mit den obersten Parteivertretern der 1980er Jahre in Verbindung standen (*establishment intellectuals*), andererseits solchen, die ausserhalb der offiziellen politischen Hierarchien und Kanäle arbeiteten (*“disestablished” intellectuals*). Da letztere vorwiegend der Kulturrevolutions- und 1989er-Generation angehörten, waren für sie offizielle Stellungen nur schwer oder gar nicht zugänglich, so dass sie sich ihr Wissen autodidaktisch aneignen mussten.

Während die staatlich angestellten Intellektuellen während den 1980er Jahren nur selten Ideen äusserten, die von denjenigen der Parteiführung abwichen, sondern im Allgemeinen die Ansichten ihrer offiziellen Schirmherren weiter ausführten, welche Reformen des wirtschaftlichen und politischen Systems innerhalb des leninistischen Parteistaates zu erreichen suchten, schlossen sich ehemalige Rotgardisten zusammen und forderten von 1978 bis 1979 in der so genannten Demokratiemauer-Bewegung politische und wirtschaftliche Reformen sowie mehr politische Rechte, die sie nicht als Geschenk der Regierung, sondern als unveräusserlich erachteten. Dabei wandten sie ähnliche Methoden an, wie diejenigen, die sie während der Kulturrevolution gelernt hatten, beispielsweise das Anbringen von grossen Wandzeitungen, die Organisation von öffentlichen Kundgebungen und die Verbreitung von Druckschriften. Auch nach der Zerschlagung dieser Bewegung durch Deng Xiaoping formierten sich weiterhin verschiedene unabhängige intellektuelle Gruppen, gründeten unabhängige Zeitschriften, organisierten Kandidaten für lokale städtische Wahlen, gründeten 1986 die unabhängige sozialwissenschaftliche Denkfabrik *Beijing Social and Economic Sciences Research Institute* und spielten schliesslich auch bei der Organisation der Tiananmen-Proteste im Frühling des Jahres 1989 eine wichtige Rolle.

Trotz der militärischen Niederschlagung dieser Proteste am 4. Juni entstanden im Verlauf der 1990er Jahre neue autonome politische Bewegungen, die ohne offizielle Erlaubnis gegründet wurden, wie beispielsweise die so genannten “Tiananmen-Mütter”, eine Vereinigung von mehr als 130 Angehörigen der Opfer des Tiananmen-Massakers, die von der Regierung Rechenschaft forderte.

Auch zahlreiche Intellektuelle in offiziellen Positionen begannen nun, ihre Meinung offen zu äussern und sich von der Partei und ihrer Politik zu distanzieren. In ihren Schriften und Debatten äusserten die Intellektuellen innerhalb

einer grossen ideologischen Bandbreite¹ ihre Ansichten über grundsätzliche politische und wirtschaftliche Themen, wobei auch Ansichten vertreten wurden, die nicht mit der offiziellen Parteimeinung übereinstimmten. Tatsächlich gab es eine grössere ideologische Vielfalt unter den etablierten Intellektuellen als unter den unabhängigen Intellektuellen und Politaktivisten, die vorwiegend demokratische Institutionen, Menschenrechte, eine Neubewertung der Tiananmen-Proteste von 1989 sowie die Freilassung politischer Gefangener forderten.

Das neue an diesen ideologischen Debatten und Publikationen in der Volksrepublik war, dass sie ohne die Erlaubnis der Partei oder die Anregung durch einen hochrangigen Parteivertreter geführt wurden. Obwohl sich die Parteiführung letztlich in diese Diskussionen einschaltete, wenn sie glaubte, die Inhalte gefährdeten ihre Autorität, entstanden die Debatten selbst unabhängig und wiesen eine beachtliche Eigendynamik auf, bis sie die Partei mit Säuberungsaktionen in den entsprechenden Rängen beendete.

Goldman betont allerdings, dass “Säuberung” nicht “zum Schweigen bringen” hiess, denn viele der betroffenen Intellektuellen nutzten darauf die erneute Lockerung der politischen Kontrolle und die Einführung marktwirtschaftlicher Elemente ab 1992 und äusserten sich weiterhin zu politischen Themen, einerseits mittels Publikationsverträgen, die nun möglich waren, andererseits über das Internet.

Goldman schreibt denn auch den neuen Kommunikationsmöglichkeiten wie Internet, Mobiltelefon und Cyberspace eine wichtige Rolle bei der Verbreitung von Informationen und Meinungen sowie der Organisation von Aktivitäten zu. Im Jahre 1998 versuchten einige Veteranen der Demokratie-mauer- und 1989er-Bewegungen gar, eine Oppositionspartei, die *China Democratic Party* als NGO zu registrieren, um so auf legale und gewaltlose Art und Weise politische Reformen herbeizuführen. Ihre Kommunikation wickelten sie via Internet und Mobiltelefone ab, wobei sich ihre Mitglieder – sehr zum Schrecken der Kommunistischen Partei – auch aus Arbeiterkreisen und anderen sozialen Gruppen rekrutierten. Wenn auch solche Unterfangen jeweils durch die Partei unterdrückt und deren Protagonisten verhaftet wurden, verbreitete sich durch diese Aktionen gegen Ende des 20. Jahrhunderts das Rechtsbewusstsein von den intellektuellen Elitenkreisen auf immer breitere Schichten der Bevölkerung – auf Arbeiter, Bauern, Wanderarbeiter, Anhänger religiöser Gruppierungen und enteignete Hausbesitzer.

1 Unter ihnen fanden sich Neomaoisten, Neonationalisten, Neokonservative, Neue Linke und Liberale.

Indem diese Personen sich ihrer Rechte bewusst wurden und diese auch einforderten – beispielsweise durch Protestkundgebungen – wurden sie “von Genossen zu Bürgern” (*from comrades to citizens*) ihres Landes. Goldman betont jedoch, dass solche Veränderungen noch keine Hinwendung zur Demokratie bedeuteten, sondern sie sieht darin wichtige und reale Fortschritte hinsichtlich der Einforderung politischer Rechte in China.

Das Buch ist insgesamt sehr interessant und kompetent geschrieben, führt zahlreiche konkrete Beispiele an und zieht immer wieder Vergleiche zu bereits behandelten Aspekten und Ereignissen, aber auch zu Entwicklungen in den ehemals kommunistischen Ländern Osteuropas. Es eignet sich gut, um sich einen fundierten Überblick über die politische Situation in China in der Post-Mao-Ära zu verschaffen.

Dominik LINGGI (Zürich)

Niels GUTSCHOW, Axel MICHAELS, Charles RAMBLE, Ernst STEINKELLNER (eds.): *Sacred Landscape of the Himalaya*. Proceedings of an International Conference at Heidelberg, 25–27 May 1998. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 2003. (*Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Denkschriften*, 308. Bd.; *Veröffentlichungen zur Sozialanthropologie*, Bd. 4). 212 S., zahlreiche Abb. ISBN 3-7001-3109-7.

Schon seit längerem befassen sich sozialanthropologische Studien zu Tibet und den Himalayaländern mit den autochthonen und buddhistischen Raumvorstellungen. Bisher standen hierbei die Berge und ihre Sakralisierungen im Mittelpunkt des Interesses. Der vorliegende Band greift diese Thematik auf, bricht die bisherige Engführung jedoch auf zugunsten einer Fokussierung auf den Raum als solchen, seine möglichen Konzeptualisierungen sowie seine vielfältigen Interdependenzen mit lokalen Sozialstrukturen, politischen Hierarchien und sakralen Inszenierungen. Der Band ist das Ergebnis einer interdisziplinären Tagung, die vom 25. bis 27. Mai 1998 am Internationalen Wissenschaftsforum der Universität Heidelberg unter dem Titel *Sacred Landscape of the Himalayas* von Niels Gutschow, Axel Michaels und Charles Ramble organisiert wurde und Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler unterschiedlicher Fachdisziplinen, so der Sozialanthropologie, Architektur und Architekturgeschichte, Indologie,

Geographie und Tibetologie zusammenführte. Insgesamt neun Tagungsbeiträge, von denen acht sich mit im weiteren Sinne buddhistischen Regionen befassen und nur einer mit einer Region, die mehrheitlich durch Hindu-religiöse Konzepte geprägt ist, sind hier zusammen mit einer Einleitung veröffentlicht worden.

In seiner Einleitung versucht Axel Michaels, anhand einer Kategorie, die er "Richtungspotenz" nennt, die in dem Band vorgelegten Einzeluntersuchungen in einen übergeordneten theoretischen Kontext einzubetten. Basierend auf der bekannten Durckheimschen Dichotomie zwischen "profan" und "sakral" schlägt er zur Konzeptionalisierung von Landschaft in den Himalaya-Regionen als analytische Kategorie "Richtungspotenz" vor, ein Begriff, der nicht geographisch-räumlich, sondern rein qualitativ verstanden werden soll. Diese "Richtungspotenz" wird konkretisiert in einer Aufwärtsbewegung ("up"), die zugleich die Abwärtsbewegung ("down") mitdenkt (Michaels rekurriert hier auf die Überlegungen in dem Beitrag von Gutschow/Ramble). Die Kategorie der "Richtungspotenz" als analytisches Werkzeug zur Beschreibung der Sakralisierung von Landschaften basiert auf dem Eliadschen Postulat des Einbruchs des Religiösen in die profane Sphäre, so dass Zeit und Raum aufgehoben beziehungsweise transzendiert werden, in den Worten von Michaels, "religious events always take place *illo loco* and *illo tempore*". Problematisch erscheint der Rezensentin hier das Festhalten an der Dichotomie von profan/sakral, das seit Durckheim die religionswissenschaftliche Deskription bestimmt. Diese Dichotomisierung zieht sich auch durch eine ganze Reihe von Beiträgen des Bandes.

Wie so oft in Tagungsbänden sind die hier vorgelegten neun Beiträge in ihrer wissenschaftlichen Qualität recht disparat. Ungeachtet dessen weisen die meisten von ihnen jedoch einen verbindenden methodischen Zugang zu der übergeordneten Thematik auf sowie ähnliche theoretische Konzepte. So ist acht der neun Beiträge (nur Ehrhards Beitrag bildet hier eine Ausnahme) der mikrohistorische Blick auf räumlich genau umgrenzte lokale Gemeinschaften gemeinsam sowie die Konzentration auf Theoreme, die seit Jahren die Diskussion um Landschaftskonzepte in den Himalaya-Regionen bestimmen und mit den Schlagworten "ungezähmte Natur", "gezähmte Landschaft", "Mythos", "Ritual", "Ritualisierung" der Landschaft als Akt ihrer Inbesitznahme, "Mandalisierung", "Verräumlichung" und ihre Vergegenwärtigung in der rituellen Performanz, "verborgene Täler", sowie "innen" und "ausen" umrissen werden können. So konzentriert sich Marc Dujardin in seinem Aufsatz zu "Demolition and Re-erection in Contemporary Rukubji, Bhutan" am Beispiel

des zentral-bhutanesischen Dorfes Rukubji auf die Raumkonzepte, die in der Hausarchitektur umgesetzt werden, und zeigt an der Hierarchisierung der verschiedenen Ebenen im Haus wie auch in der räumlichen Ordnung der Landschaft die Umsetzung buddhistischer Ordnungsprinzipien in der Architektur auf. Er arbeitet am Beispiel der Relokation des *Tsenkhang*, des Aufenthaltsortes der Territorialgottheit des Dorfes (*yul lha*, hier: *btsan*) sowie der Zerstörung und des Wiederaufbaus des Dorftempels die Zusammenhänge zwischen dem buddhistischen Konzept der Impermanenz und sozio-kulturellen Transformationsprozessen, die sich in der räumlichen Ordnung des Dorfes konkretisieren, heraus. Der folgende Beitrag von Ada Gansach, "Expressions of Diversity. A comparative study of descriptions of village space in ritual processions in three villages of North West Nepal", konzentriert sich, wie auch der Beitrag von Niels Gutschow und Charles Ramble, "Up and Down, Inside and Outside. Notions of space and territory in Tibetan villages of Mustang",¹ auf die Erschaffung und Aufrechterhaltung der sozio-religiösen Ordnung einer Gemeinschaft durch Ritualisierung, die in beiden Fällen in rituellen Umwandlungen eines genau umgrenzten Gebietes besteht. Der Ritualvollzug dient hier einer Reihe von Zwecken: ein von der Umgebung abgesonderter Raum, der die soziale und religiöse Ordnung einer Gemeinschaft repräsentiert, wird durch das Ritual in seiner Partikularität bestätigt, darüber hinaus aber auch geschützt vor den zerstörerischen Kräften des "Draussen", das wild, chaotisch, mithin "ungezähmt" ist.

Gansachs Text zeichnet sich leider durch eine gewisse Redundanz aus: S. 50 und 51 werden zwei längere Passagen wörtlich wiederholt. Die teilweise schlechte Redaktion des gesamten Bandes macht sich in manchen Beiträgen auch in einer Häufung von Druckfehlern bemerkbar.

Der folgende Beitrag von John Harrison, "Kings' castles and sacred squares: the founding of Lo Manthang", beschäftigt sich mit der Entwicklung der Stadtanlage von Lo Manthang. Seine Argumentation, dass Lo Manthang als Zeremonialzentrum angelegt war, ist allerdings nur oberflächlich fundiert, und der Versuch, mongolische Einflüsse in der Stadtanlage aufzuzeigen, ist weit hergeholt. Harrison hat bezüglich mongolischer Architektur und deren symbolischer Dimension unbesehen das sachlich völlig unbegründete Urteil von

1 Mustang ist auch der neueste Band der *Zentralasiatischen Studien* (35/2006, im Druck) gewidmet. Seit Beginn der 90er Jahre des 20. Jahrhunderts sind das Gebiet und seine Siedlungsstrukturen systematisch erforscht worden und gehören nun zu einem der am besten dokumentierten Siedlungsräume im Himalaya.

Schinz² übernommen, dass die mongolische Yuan-Dynastie eine “very simple despotic tyranny” gewesen sei, die Architektur als “demonstrative power” benutzt habe. Die Literatur zu den Mongolen der Yuan-Dynastie ist umfangreich, so dass nicht auf derart plakative und noch dazu falsche Aussagen zurückgegriffen werden braucht. Die Aussage, Karakorum sei im Jahr 1218 gegründet worden, ist ebenfalls sachlich falsch. Das *Yuan shi*, die Annalen der Yuan-Dynastie, nennt Chinggis Qan als Begründer der Stadt, und zwar im Jahr 1220. De facto wurde Karakorum jedoch erst zu einer befestigten Stadt unter seinem Sohn und Nachfolger Ögedei Qayan im Jahr 1235 ausgebaut.³

Reinhard Herdicks Beitrag, “The spatial order of the aera of Yangthang and its affiliated monastery Ridzong in Ladakh” enthält eine detaillierte, äusserst facettenreiche und ausgezeichnete Analyse der räumlichen Ordnung von Yangthang, einem Dorf in Ladakh. Herdick zeigt kenntnisreich die Vernetzung der horizontalen und vertikalen Gliederung des Raums mit den sozio-ökonomischen und religiösen Strukturen des Dorfes und des dazugehörigen Klosters auf. Äusserst interessant sind seine Beobachtungen zur Verbindung von räumlicher und zeitlicher Ordnung, die er anhand der Sonnenwendpunkte bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang plausibilisiert. Von einem festgelegten Beobachtungspunkt im Dorf gibt es natürliche und künstliche Demarkationspunkte für den Sonnenstand, die enge Beziehungen zu den einzelnen Phasen des landwirtschaftlichen Zyklus aufweisen. Die Demarkationspunkte stehen in vielfältiger Beziehung zur sozialen, ökonomischen und religiösen Ordnung des Dorfes: Sie werden von den Bauern als Kalendersysteme für die Landbestellung genutzt und die wichtigsten religiösen Kultobjekte stehen zu ihnen in enger Beziehung. Herdick belegt eindrücklich, dass sich die buddhistischen und autochthonen Weltdeutungskonzepte in Yangthang in der räumlichen Ordnung, die eng mit der zeitlichen Ordnung verwoben ist, widerspiegeln.

Amandus Vanquailles und Hilde Vets Beitrag “Lamayuru. The symbolic architecture of light” konzentriert sich ganz auf den schon in Herdicks Aufsatz angesprochenen Lichtaspekt, der eng mit Zeitvorstellungen verbunden ist. Die These des in Ladakh verbreiteten Sonnenkults und seiner iranischen und zentralasiatischen Einflüsse mag etwas gewagt erscheinen und wird in der Forschung

2 *The Magic Square: Cities in Ancient China* (Stuttgart: Axel Menges), 1996.

3 Einen gut lesbaren, sachkundigen Überblick auf dem neuesten Stand der noch laufenden Ausgrabungen in Karakorum gibt der die Ausgrabungen leitende Archäologe, Hans-Georg HÜTTEL, in seinem Aufsatz “Karakorum. Die Stadt, die Staat machte”, in: G. ZIEGLER/A. HOGH (Hg.), *Die Mongolen. Im Reich des Dschinggis Khan*, Stuttgart 2005:33–57.

kontrovers und mit zunehmender Skepsis⁴ diskutiert, der Aufsatz besticht jedoch durch seine wunderschönen Fotos, die die “Architektur des Lichts” in Lamayuru beeindruckend illustrieren.

Franz-Karl Ehrhards Essay über “Pilgrims in Search of Sacred Lands” knüpft an die Forschung an, die er in Bezug auf die sogenannten *sbas yul*, die “verborgenen Täler” im Himalaya, unternommen hat. Er untersucht die Biographien zweier tibetischer Lamas, O rgyan chos ’phel (18. Jh.) und Sangs rgyas bzang po (20. Jh.), die zu verschiedenen historischen Zeiten ausgedehnte Pilgerreisen, die Mustang umschlossen, unternahmen. In der Analyse dieser Pilgerreisen hebt er besonders den Aspekt der Sakralisierung des Raums hervor, der mit Ereignissen und Personen, mythischen wie historischen, verbunden ist, und immer wieder auf den Mythos der “Zähmung” des Raums rekurriert. Dieser historisch ausgerichtete Beitrag ist ebenfalls mit beeindruckenden Fotos illustriert, die die von den beiden Lamas besuchten Orte heute zeigen.

“A landscape dissolved. Households, fields, and irrigation in Rinam, Northwest India”, von Kim und Niels Gutschow bietet eine sehr sorgfältige Analyse der sozialen und symbolischen Interdependenzen, wie sie sich in der Besiedlungsstruktur des Dorfes Rinam in Zanskar konstituieren. Anhand der Beschreibung der Besitzverhältnisse und des Irrigationssystems der fünf Haushalte des Dorfes gelingt ihnen eine Bestandsaufnahme der symbolischen Ordnungen, die das Leben der Einwohner bestimmen, und ihrer rituellen Affirmationen während des Jahreszyklus. Dieser Beitrag ist mit dem von Herdick wohl der profundeste des ganzen Bandes. Der folgende Beitrag, ebenfalls von Niels Gutschow, diesmal zusammen mit Charles Ramble, “Up and down, inside and outside. Notions of space and territory in Tibetan villages of Mustang”, zeichnet die rituellen Performanzen nach, die in Mustang Grenzziehungen begleiten, und analysiert darüber hinaus die Etablierung der Grenzziehungen, “innen” und “ausen”, “oben” und “unten”, usw. in der Konstituierung von Welt. Die Bedeutung der dichotomischen Erfassung von Weltdeutungskonzepten für die Forschenden wird durch diesen Beitrag eindrucksvoll bewiesen. Den Lesegenuss schmälern einige redaktionelle Mängel. So fehlen eine Reihe von Literaturangaben (z.B. “Hüttel 1998” oder “Panikkar 1991”), und die im Text akribisch mit Nummern bezeichneten einzelnen Stationen der Circumambulation in Khag

4 So wird die These vom manichäischen Einfluss auf spätbuddhistische Texte wie das *Kālacakra-tantra* zunehmend von der These heterodoxer islamischer Einflüsse abgelöst, s. G. OROFINO, “Apropos of Some Foreign Elements in the *Kālacakra-tantra*”, in: H. KRASSER et al. (Hg.), *Tibetan Studies. Proceedings of the 7th Seminar of the International Association for Tibetan Studies*, Graz 1995, Wien 1997, Vol. II:717–724.

finden sich in der beigegebenen Zeichnung nicht wieder. Auf S. 161 wird der anikonischen Form des Avalokiteśvara fälschlicherweise die Farbe schwarz anstelle von weiss zugeordnet. Diese Fehler zeugen einmal mehr von der unsorgfältigen Redaktion, was schade ist bei einem Buch, das sich ansonsten durch eine Fülle von hervorragenden Fotos sowie akribischen Zeichnungen und Diagrammen auszeichnet.

Der letzte Beitrag von William Sax, "Divine Kingdoms in the Central Himalayas", ist der einzige, der sich mit einer durch Hindu-religiöse Konzepte geprägten Landschaft beschäftigt. Auf der Basis ihrer jeweiligen "heiligen Räume" analysiert er die wechselseitigen Beziehungen zwischen Königen, Gottheiten und königlichen Gottheiten in Garhwal und Kumaon, die sich vor allem in religiösen Praktiken konstituieren, hier konkret in rituellen Prozessionen der einzelnen Göttinnen und Götter durch das von ihnen als Besitz beanspruchte Gebiet. Sax betont, dass die göttliche Macht, der in den von ihm beschriebenen Ritualen die zentrale Rolle zukommt, nur im gesellschaftlichen Kontext existiert und in vielfältiger Weise mit Verwandtschaftsbeziehungen, der Gruppen-gemeinschaft, der Wirtschaft, Politik und Territorialität verbunden ist. Er kommt zu dem Schluss, dass das "Heilige" nicht als transzendente Kategorie existiert, wohl aber als "menschliche Praxis".

Sax methodischer Ansatz ist erwähnenswert: Er nimmt für sich in Anspruch, einen Mittelweg zwischen sozialwissenschaftlicher Analyse und dem "transcendentalism of religious studies", wobei er auf phänomenologische, ontologisierende Grundannahmen über das "Heilige" anspielt, einzuschlagen, der in der Teilnahme und Beobachtung der Praxis besteht. Hier muss zumindest nach den Bedingungen der Möglichkeit der teilnehmenden Beobachtung gefragt werden, denn Beobachtung "an sich", als objektive Kategorie, existiert nicht. In diesem methodischen Postulat ist nach Meinung der Rezensentin eine methodische Schwäche verborgen.

Sämtliche Beiträge des Bandes sind sehr reich mit Karten und Fotos illustriert, deren Betrachtung allein ein ästhetisches Vergnügen darstellt. Insgesamt ist dieser Tagungsband ein wichtiger Beitrag zur Diskussion um die kulturellen Determinanten der Konstituierung von Raum in den Himalayagesellschaften.

Karénina KOLLMAR-PAULENZ (Bern)

Premalatha JAYAWARDENA-MOSER: *Grundwortschatz Singhalesisch-Deutsch. Mit grammatischer Übersicht.* 3., überarbeitete Auflage. Wiesbaden: Harrassowitz, 2004. 216 S. ISBN 3-447-05027-6.

Die leider kurz nach Erscheinen dieser Auflage verstorbene Premalatha Jayawardena-Moser [P. J.-M.] hatte sich seit mehreren Jahren um die Vermittlung singhalesischer Sprachkenntnisse im deutschsprachigen Raum sehr verdient gemacht. Neben ihrer langjährigen Tätigkeit als Singhalesisch-Lektorin am Institut für Indologie der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster war sie Verfasserin zahlreicher Lehrmittel für den akademischen Singhalesisch-Unterricht, die in puncto (sprach)wissenschaftlicher Exaktheit neben die Arbeiten von Wilhelm Geiger und Klaus Matzel zu stellen sind, letztere aber bezüglich Vermittlung praktischer Kompetenzen in der aktuellen singhalesischen Schrift- und Umgangssprache weit übertreffen. Soweit mir bekannt ist, waren P. J.-M.s Lehrbücher seit ihrem Erscheinen an allen deutschen Universitäten, an denen singhalesischer Sprachunterricht erteilt wurde, im Einsatz. Leider sind es derzeit nur noch wenige Institute, und es ist zu befürchten, dass mit dem Tod Frau J.-M.s diesem Zweig der deutschen Indologie eine der letzten institutionellen Verankerungen verloren gegangen ist.

Die 3. Auflage des *Grundwortschatzes Singhalesisch-Deutsch* unterscheidet sich von den beiden vorangegangenen Auflagen (Wiesbaden 1993 und 1997) nur unwesentlich. Insbesondere im ersten Teil des Buches, der grammatischen Übersicht, sind einige Ergänzungen vorgenommen worden, die allerdings eher die Quantität (Vollständigkeit) als die bereits vorher sehr zufriedenstellende Qualität der Informationen betreffen. Bereits in der 2. Auflage hatte die Autorin zahlreiche an sie herangetragene Verbesserungs- und Ergänzungswünsche voll berücksichtigt. Eine Ergänzung der 3. Auflage ist unvollständig geblieben und damit leider unbrauchbar: In den "Bemerkungen zur Aussprache" erscheint jetzt neu der Hinweis, dass in der schnelleren/nachlässigeren Aussprache auslautendes *n* und *m* als *ṃ* ausgesprochen werden (S. 15). Leider hat die Autorin übersehen, dass die Aussprache von *ṃ* (nämlich als gutturaler Nasal, wie in Deutsch "Engel") an keiner Stelle des Buches beschrieben worden ist (im übrigen bin ich der Meinung, dass diese Regel nicht nur in besonderen Sprechsituationen, sondern *stets* in Kraft tritt).

Die m.E. wesentliche Schwachstelle des Buches besteht (nach wie vor) in seinem rein deskriptiven Ansatz. So hätte man sich vor allem einige didaktische Anweisungen gewünscht, wie man als Singhalesisch-Anfänger(in) mit dem

Lehrbuch am besten verfahren soll. Für den Selbstunterricht scheint das Werk eher weniger geeignet, ebenso wenig für den Sprachunterricht ausserhalb eines akademischen Kontextes, da sprachwissenschaftliche Interessen und Kompetenzen sowie die Beherrschung eines philologischen Vokabulars als Verstehensgrundlage vorausgesetzt werden. Auch wären einige Tipps für das Sprechverhalten “westlicher” Sprecher nützlich gewesen, z.B. welche der zahlreichen Möglichkeiten, die 2. Pers. Sg./Pl. auszudrücken (vgl. S. 25), zu empfehlen ist. Meiner Erfahrung nach wird in dieser besonderen sozialen Situation ausschliesslich die Verwendung von *oyā/oyālā* oder des Namens der angesprochenen Person sowie schriftsprachlich *oba/obalā* als angemessen empfunden, keinesfalls *tamusē/tamuselā*.

Meiner Meinung nach entfaltet der *Grundwortschatz* seine Stärken, wenn er als Ergänzung zu *Singhalesisch. Eine Einführung* von Klaus Matzel und P. J.-M. (Wiesbaden: Harrassowitz 2001) verwendet wird. Die knapp 60 Seiten lange grammatische Übersicht des *Grundwortschatzes* ist ein hervorragend geeignetes Werkzeug zur Wiederauffrischung von bereits Gelerntem, und die Vokabelliste von ca. 2500 gut ausgewählten Stichwörtern vermittelt grundlegende Sprech- und Lesekompetenzen in vielen Situationen des aktuellen Sprachgebrauchs (wenn man sie auswendig lernt – als Nachschlagewerk ist sie aufgrund der relativ geringen Stichwortzahl eher weniger geeignet). Leider sind die Stichwörter alphabetisch angeordnet (statt nach Sachgebieten und Sprechsituationen), so dass sich eine Lernmethode nach dem Zettelkastenprinzip empfiehlt.

Sven BRETTFELD (Bern)

Carrie E. REED: *A Tang Miscellany. An Introduction to Youyang zazu*. New York etc.: Peter Lang, 2003. (*Asian thought and culture*, vol. 57).

Die Autorin dieses Buches, Carrie Reed, hat zwei Jahre vor dessen Publikation in der gleichen Reihe des Verlags Peter Lang bereits einen Übersetzungsband¹ mit Ausschnitten desselben Textes, *Youyang zazu* 酉陽雜俎 (Vermischte Häppchen vom Südhang des You-Berges) präsentiert, dem sie sich hier noch einmal in grösserer Breite und Tiefe widmet. Bei dieser Nachdoppelung liessen sich offenbar gewisse inhaltliche Überlappungen zwischen den beiden Bänden

1 DUAN Chengshi: *Chinese Chronicles of the Strange. “The Nuogao ji”*. Translated by Carrie E. Reed. New York etc.: Peter Lang, 2001. (*Asian thought and culture*, vol. 44).

nicht ganz vermeiden (vgl. S. 25, Anm. 1). Teile des skizzenhaft knappen Vorworts zum früheren Übersetzungsband sind in dieser Folgepublikation aber zu einer ausführlichen und gründlichen Einführung in das Werk *Youyang zazu* und seinen Autor, Duan Chengshi 段成式 (ca. 801–863), ausgebaut worden.

In der untertreibend als “Biographical Sketch” (S. 9–24) betitelten Darstellung der Vita des Autors trägt Reed die verfügbaren biographischen Informationen zusammen. Im Kapitel zur Textgeschichte (S. 25–38) führt sie sämtliche bibliographisch relevanten Daten in chronologischer Reihenfolge an. Diese Datenreihung wird allerdings nur für wenige Leser von Interesse sein, zumal die philologischen Hauptprobleme im Umgang mit dem *Youyang zazu* nicht zusammenfassend erläutert werden. Erst in einem separaten Kurzkapitel (S. 39–42) diskutiert die Autorin das ihrer Meinung nach wichtigste textgeschichtliche Problem, nämlich dasjenige des Folgebandes (*xuji* 續集). Dabei stellt sich weniger die Frage der Authentizität, die von niemand ernsthaft bestritten wird, als vielmehr, ob es sich um eine spätere Auslagerung von Textmaterial gehandelt haben könnte. Reed erkennt eine Reihe von systematischen Unterschieden zwischen dem ersten und dem zweiten Teil und gelangt deshalb zum spekulativen Schluss, die Unterteilung könnte bereits in der ursprünglichen Textgestalt bestanden haben.

In ihrer allgemeinen Einführung (S. 1–7) führt uns Reed vor Augen, warum das *Youyang zazu* fasziniere, und was es darin zu entdecken gebe. Duan Chengshi war eigentlich der verwöhnte Spross eines prominenten Gelehrtenbeamten, den er während 33 Jahren an dessen sukzessive Amtsstationen begleitete. Mit einer angeborenen Neugier für alles Fremde, Ungewöhnliche und Randständige begabt, wurde er im Laufe seines müssigen Lebens zu einem enthusiastischen Sammler von Informationen und Beobachtungen. Zu den interessantesten und wertvollsten Einträgen in *Youyang zazu* gehören die ethnographischen Beobachtungen zu Personen und Praktiken der Angehörigen anderer Völker und Kulturen, die in der Hauptstadt Chang’an während dem 9. Jahrhundert zahlreich vertreten waren. Diesbezüglich hat sich Duan Chengshis Sammlung längst als eine überaus reiche Fundgrube erwiesen, aus der bedeutende Sinologen-Persönlichkeiten früherer Generationen wie Edward Schafer (1913–1991) schon ausgiebig geschöpft haben.

Die Texteinheiten im *Youyang zazu* können aus einer lakonischen einzeiligen Notiz bestehen, nehmen zuweilen aber auch das Format ausgefeilter Erzählungen an. Daneben finden sich eindeutig nicht-narrative Textsorten wie Rezepte, Anleitungen oder Listen. Insofern darf diese Sammlung als eine repräsentative Vertreterin der ihrem Wesen nach heterogenen Gattung *biji* 筆記

(“Pinselnotizen”) gelten, auf die Reed jedoch nicht weiter eingeht. Die zuweilen verwirrende inhaltliche und formale Mischung (“a kind of literary stew”, S. 7) der in dieser relativ umfangreichen, 30 *juan* umfassenden Sammlung vereinten Texte und Notizen stellte ein erhebliches Hindernis für ihre Rezeption dar. Duan Chengshi hat das vielfältige Material, das er über viele Jahre hinweg zusammengetragen hatte, zur Publikation nicht in irgendeine erkennbare klassifikatorische Ordnung gebracht. Da uns eine Konkordanz zu diesem Text noch nicht vorliegt, war es bisher ohne Referenzhilfen in der Tat schwer, in diesem Text gezielt Informationen aufzufinden. Mit dem vorliegenden Band erleichtert Reed nun den Zugang zu diesem Werk und seine Verwendung zu einem gewissen Grad, indem sie versucht hat, dem “allumfassenden und komplexen” Charakter des *Youyang zazu* durch relativ ausführliche kapitelweise Zusammenfassungen “gerecht zu werden” (S. 43). Über den Index (S. 147–154) lassen sich so wohl tatsächlich viele Einzelinformationen lokalisieren. Vielleicht wäre die Autorin aber besser beraten gewesen und die sinologische Fachwelt hätte es ihr eher gedankt, wenn sie einen stärker formalisierten Zugang gewählt und z.B. jeden Eintrag mit Titel (auch in Übersetzung) und einer Reihe von thematischen Schlagworten nachgewiesen hätte. So hätte ein echtes philologisches Hilfsmittel entstehen können. Ein Nachweis der zahlreichen sekundären und tertiären Abdrucke von Einzeltexten aus dem *Youyang zazu* in Anthologien und Sammelwerken (nicht nur in *Taiping guangji* 太平廣記) wäre ein weiteres Forschungs-Desiderat gewesen.

Den längsten Teil des Buches (S. 79–140) bildet eine Auswahl von 145 übersetzten Einzeltexten. Es fällt etwas schwer, der Autorin zu glauben, dass sie diese tatsächlich nach dem Zufallsprinzip ausgewählt habe, wie sie betont. Vielmehr hat sie wohl Texte zusammengesucht, die ihr aus irgendeinem nicht näher benannten Grund aufgefallen sind. In ihrem früheren Werk übersetzte sie mit dem “Nuogao ji” eine fünf Kapitel umfassende, zusammenhängende Untereinheit des Werks. In der vorliegenden Folgepublikation finden wir nun das ganze Spektrum an Themen und Textsorten vertreten: von einzeiligen Kurznotizen bis zu ausgefeilten Erzählungen. Sogar die bekannte Liste der exquisiten Geschenke, die General An Lushan 安祿山 (?–757) vom Kaiserhaus erhielt, wurde berücksichtigt (S. 82–84), obwohl die Übersetzerin bei vielen der darin vorkommenden Sachbezeichnungen ihre Unsicherheit hinsichtlich der präzisen zielsprachlichen Umschreibung eingestehen musste. Eher unverständlich erscheint hingegen, dass die Übersetzerin eine ganze Reihe von übersetzten Texten praktisch unverändert aus ihrer früheren Publikation übernommen hat (S. 128–137). Auch wenn sie selber korrekt darauf hinweist (S.

128, Anm. 216), gibt es aus der Sicht der Leserschaft keinen einleuchtenden Grund für eine solche Verdoppelung.

Es gibt auch einige wenige technische Details auszusetzen an diesem Band. Dazu gehört etwa, dass in den Einführungstexten zwei längere Zitate aus dem *Youyang zazu* (S. 12; S. 14, Anm. 30) ohne Referenz geblieben sind. An einer Stelle (S. 14/15) stimmt ferner der Zeilenumbruch nicht. Bei den chinesischen Schriftzeichen, die konsequent in den Text gesetzt wurden, haben sich ebenfalls einige Fehler eingeschlichen (z.B. S. 4: *zhiguai* 支怪 statt 志怪; S. 14, Anm. 31: *Song* 送 statt 宋).

Roland ALTENBURGER (Universität Zürich)

Kristofer SCHIPPER & Franciscus VERELLEN (eds.): *The Taoist Canon: A Historical Companion to the Daozang*. Chicago & London: University of Chicago Press, 2004, 3 Bände in Schuber. 1638 p. ISBN 0-226-73817-5 (the set); \$ 175.00.

Das vorliegende dreibändige Referenzwerk *The Taoist Canon: A Historical Companion to the Daozang* stellt ein abschliessendes und lange erwartetes Resultat des *Tao-tsang Project* der *European Science Foundation* (1979–1983) dar, dessen Verlauf in der allgemeinen Einführung von Kristofer Schipper kurz vorgestellt wird (pp. 45–50).

Der *Companion* gibt einen detaillierten Einblick in den einzigen heute noch erhaltenen Speicher des daoistischen Schrifttums, das heisst den *Daoistischen Kanon* (*Taoist Canon*, *Dao Zang* 道藏) aus der Ming-Dynastie, der im Auftrag des Kaiserhauses 1447 erstmals im Druck erschien.¹ Dieser besteht, zusammen mit einem Supplement von 1607, aus 5318 *Juan* (Rollen) und enthält ungefähr 1500 individuelle Schriften.²

1 Der ausführliche offizielle Titel ist *Da Ming Dao Zang Jing* 大明道藏經 (*Leitschriften des daoistischen Speichers der Grossen Ming[dynastie]*), oft auch nach der Regierungsdevise *Zheng Tong Dao Zang* 正統道藏 (*Daoistischer Speicher der Zhengtong-Ära*) genannt. Zur Geschichte des daoistischen Kanons vor der Ming-Dynastie, cf. TC:5–32.

Im folgenden stehen die Abkürzungen DZ für *Dao Zang* und TC für das zu besprechende Werk *The Taoist Canon*.

2 Schipper vermerkt TC:2, dass seine Zahl von 1487 Werken (davon 56 als Supplement) für eine Revision offen sei. Einige Sammelwerke innerhalb des DZ enthielten ja zahlreiche

Die traditionelle Aufteilung des DZ erwies sich als ungeeignet, um dieses beträchtliche Korpus zu gliedern und zu ordnen. Deshalb entschieden sich die beiden Herausgeber, Kristofer Schipper und Franciscus Verellen, es sowohl thematisch in Sachgruppen aufzuteilen als auch nach zeitlichen Kriterien vorzustellen. Zunächst wurde jedes Werk einer von drei Perioden zugewiesen: (1) Von der Ost-Zhou-Zeit bis zu den Sechs Dynastien, (2) Sui, Tang und Fünf Dynastien und schliesslich (3) Song-, Yuan- oder Ming-Dynastie. Innerhalb dieser chronologischen Gliederung werden dann die Einzelwerke ungefähr nach demselben typologischen Schema präsentiert. Doch für jede Periode werden (A) Texte in allgemeinem Umlauf von denjenigen (B) unterschieden, die nur intern zirkulierten. Innerhalb von Kategorie A sind sie nach Thema³, in Kategorie B hingegen nach den Orden, Schulen oder Texttraditionen geordnet, innerhalb derer sie bloss zum internen Gebrauch überliefert wurden.

Separate Einträge erhielten auch einige wichtigere Schriften aus zwei Sammelwerken innerhalb des DZ⁴, sowie kanonische Werke, die heute im Ming-DZ fehlen, aber von Manuskriptfunden in Dunhuang bekannt sind und sich jetzt in den Sammlungen Stein, Pelliot und St. Petersburg befinden.

Band 1: Antiquity through the Middle Ages (pp. 1–630)

Enthält eine *Allgemeine Einführung* in die Geschichte des DZ, den Ming-DZ und sein Supplement, sowie als Teile 1 und 2 die Einträge zu Werken aus den oben genannten Perioden (1) und (2).

Band 2: The Modern Ages (pp. 631–1254)

Enthält die Einträge zu Periode (3).

Band 3: Biographies, Bibliography, Indexes (pp. 1255–1638)

Enthält die *Biographischen Notizen* zu mehr als hundert häufig erwähnten daoistischen Persönlichkeiten, eine reichhaltige *Bibliographie* zu Primär- und Sekundärquellen bis etwa zum Jahr 2002 (pp. 1293–1333)⁵, einen *klassifizierten Titelinde*x, einen *Werknummern-In-*

Einzeltexte, während bisweilen das Inhaltsverzeichnis und die folgenden Kapitel einer Schrift separiert nummeriert worden seien.

Zur Motivation für den Druck des Supplementes von 1607, cf. TC:37–39.

- 3 Die Sachgebiete lauten: Philosophie, Wahrsagung, Medizin und Pharmakologie, Yangsheng (Lebenspflege), Alchemie, Heilige Geschichte und Geographie, Sammelwerke, Kompendien und Enzyklopädien. Diese werden nach Bedarf weiter unterteilt.
- 4 Nämlich *Yun Ji Qi Qian* 雲笈七籤 (*Cloudy Bookcase with Seven Labels*) und *Xiu Zhen Shi Shu* 修真十書 (*Ten Books on the Cultivation of the True Nature*).
- 5 Diese Bibliographie ist vorzüglich dazu geeignet, sich in (a) Themen des religiösen Daoismus einzulesen und (b) bestimmte Teilgebiete oder Textsorten zu vertiefen.

dex, einen *Titelindex nach Pinyin-Umschrift*, eine *Findeliste zu anderen DZ-Editionen*⁶ und einen *Allgemeinen Index*.

Ein typischer Eintrag soll hier die vielfältigen Nutzungs- und Zugangsmöglichkeiten des *Companion* verdeutlichen:

Boyun xianren lingcao ge 白雲仙人靈草歌

20 fols.

Tang (618–907) or Five Dynasties (907–960)

932 (fasc. 597)

“Song of the Divine Herbs, by the White Cloud Immortal.” This is an illustrated catalogue of fifty-five medicinal plants, with annotations in rhymed verse (see fig. 24). One entry lacks an illustration.

Boyun xianren (White Cloud Immortal) is an appellation for SIMA CHENGZHEN (667–735). The present work, however, is quoted only in the *Chongwen zongmu* (see VDL 100), and without attribution. The book must therefore have been written between the eighth and tenth centuries.

The herbs have a wide range of properties. Some are used in operative alchemy, in mollifying or fixing minerals. Others have therapeutic virtues or help to prolong life. The preface to the catalogue is stated to be lost.

Catherine Despeux⁷

Der Titel eines Werks wird in Pinyin-Umschrift und mit chinesischen Schriftzeichen wiedergegeben, im ersten Abschnitt eines Eintrages steht er zudem in englischer Übersetzung. Wer weiss, wie schwer manchmal Titel ohne weiteres Studium zu übertragen sind, wird diese Hilfestellung ohne Zweifel schätzen.

Nach der Titelzeile folgen (a) Angaben zum Umfang des Werks, entweder in Doppelseiten (fols.) oder in *Juan* (Rollen); (b) ein Datierungsversuch, der wie hier recht ungefähr, bloss auf die Dynastie „genau“ bleibt, wenn keine weitere Eingrenzung möglich war, oder aber ein genaues eruiertes Datum, den Eigennamen eines allfälligen Autors oder zugeschriebenen Urhebers, sowie dessen Titel und Lebensdaten enthalten kann; und (c) die zur Lokalisierung in DZ not-

6 Ergänzend und teilweise inhaltlich überlappend dazu auch Louis Komjathy, *Title Index to Daoist Collections*. Cambridge, Ma.: Three Pines Press, 2002. Siehe die Besprechung von Martin Lehnert, in: *Asiatische Studien — Études asiatiques* LVII.2 (2003):412–415.

7 TC, vol. 1:342.

wendige Werknummer⁸, gefolgt von der Faszikelnummer der DZ-Ausgabe von 1926.

Schliesslich erfolgt eine konzise Charakterisierung des Werkes, worin nach Möglichkeit begründende Angaben zum Datierungsvorschlag, zur Autorschaft, zur Überlieferung, sowie zum Inhalt gemacht werden. Diesen liegen beispielsweise Vorworte, Kolophone oder weitere bibliografische Quellen zugrunde.

Die in diesem Teil enthaltenen Verweise auf Personen, Parallel- oder Intertexte sind füglich dazu angetan, einem das weitere Studium einer Quelle zu erleichtern und es erheblich zu beschleunigen. (Der oben genannte Sima Chengzhen hat zudem einen Eintrag in den *Biographischen Notizen*, TC, pp. 1274f., sowie im *Allgemeinen Index*, p. 1599.)

Im vorliegenden Falle wurde zusätzlich eine Holzdruck-Illustration aus dem Ming-Nachdruck des DZ von 1598 eingefügt, die einen Eindruck vom Charakter des zitierten Werks vermittelt.

Die insgesamt vierundfünfzig im *Companion* verwendeten Abbildungen sind durchwegs von guter Qualität, was bei sonstigen DZ-Ausgaben und deren Reproduktionen durchaus nicht selbstverständlich ist. Sie tragen nicht wenig dazu bei, die gewinnende Aufmachung des *Companion* weiter aufzuwerten, und lassen sich allenfalls, ist man mit schlechteren Reproduktionen konfrontiert, sogar als Quellen nutzen.⁹

Jeweils unter dem Eintrag steht kursiv die Beiträgerin oder der Beiträger desselbigen.¹⁰ Bei nicht wenigen findet sich darunter ausserdem ein Kurzhinweis auf weiterführende Literatur. Auch dies erleichtert den Zugang zur Materie ungemünzt und zeigt auch schon andeutungsweise den Forschungsstand oder den Grad der (Nicht)Beschäftigung mit einem Text auf.

Das Korpus ist nun sorgsam vorsortiert. Der Detailreichtum der Einträge zu den Werken ist ausserordentlich, die Dichte der intertextuellen Verweise und

8 Nach Shi Zhouren 施舟人 [Kristofer Schipper] (ed.) 1996: *Daozang suoyin* 道藏索引[: *wu zhong banben dao zang tongjian* 五種版本道藏通檢. Revised edition by Chen Yaoting 陳耀庭. Shanghai: Shanghai shudian chubanshe. (Nicht eingesehen.)

9 Aufgrund der Schwierigkeiten, sich verschiedene Drucke des DZ anzusehen und diese miteinander zu vergleichen, ist mir bislang keine Publikation bekannt geworden, die sich eingehend mit der Geschichte der DZ-Illustration beschäftigt hätte.

10 Eine Liste der neunundzwanzig Beiträgerinnen und Beiträger findet sich in TC, vol 3:ix und in *About the Contributors*, ebd.:1335–1345, gibt es Informationen zu deren Affiliation, Stellung, Hauptpublikationen, sowie eine Liste der Textnummern ihrer Beiträge beziehungsweise Einführungsartikel.

historischen Verortungen lädt geradezu ein, forschend einzusteigen und einem interessierenden Sachverhalt weiter nach zu gehen.

Das internationale Team des *Tao-tsang Project* hat mit dem *Companion* eine zuverlässige Ausgangs- und Orientierungsbasis und damit ein unerlässliches Referenzwerk geschaffen, das die weitere Beschäftigung mit daoistisch-religiösem, alchemistischem und heilkundlichem Schrifttum erleichtert. Zweifellos wird eine vertiefte Detailforschung Präzisierungen und Korrekturen anbringen müssen, doch das gehört wohl ganz selbstverständlich zu einem solchen über sich selbst hinausweisenden Werk, das so vielfältige Forschungsfelder absteckt, eröffnet und in Fluss bringt.

Grosses Lob verdient auch die *University of Chicago Press*, die das Werk sehr schön ausgestattet hat, und zwar sowohl hinsichtlich der Gestaltung des Layouts, hier passen chinesische und alphabetische Schrift zusammen, wie auch bezüglich des roten Stoffeinbandes und des gewählten Papiers.

Rudolf PFISTER (Basel)

Jeanne Hong ZHANG: *The Invention of a Discourse: Women's Poetry from Contemporary China*. Leiden: CNWS publications, 2004. 308 S., Abb.

Die meisten Literaturen der modernen westlichen Welt können längst die eine oder andere mit höchsten Auszeichnungen geehrte *grande dame* der Poesie vorweisen, und kaum ein Leser, geschweige denn eine Leserin, wird sich noch wundern, wenn in Anthologien junger deutscher Lyrik Dichterinnen immer zahlreicher ihre Stimme erheben und dabei manch einen ihrer männlichen Kollegen blass aussehen lassen. In der Volksrepublik China indessen ist Lyrik von Frauen als eigentliches Phänomen erst in den letzten zwanzig Jahren fassbar geworden. Davor kann allenfalls von Einzelgängerinnen in einer von Männern dominierten Sphäre die Rede sein wie etwa Li Qingzhao (1084–1151), Bing Xin (1900–1999) oder Shu Ting (geb. 1952). Was ist nun aber das Besondere an Lyrik von Frauen? Kann jedes von einer Frau verfasste Gedicht schon als "Frauenlyrik" bezeichnet werden? Und wenn nicht, wo manifestiert sich dann der "kleine Unterschied" zur männlichen Lyrik? Gibt es auch geschlechtslose Gedichte oder können Frauen sogar Männerlyrik schreiben (und umgekehrt)? Diese nicht leicht zu beantwortenden Fragen treiben auch die literarische Welt in China um, wenn auch eher die vorwiegend männlichen Kritiker als die Dichterinnen selbst, wie

Zhang im ersten Kapitel ihrer Studie ausführt. Trotz der Abneigung der meisten zeitgenössischen chinesischen Dichterinnen gegenüber einer Schubladisierung unter der Rubrik “Feminismus” diagnostiziert Zhang bei ihnen aber ein ausgeprägtes Gender-Bewusstsein. Ihre eigene Definition von “women’s poetry” formuliert sie demnach so: “Female-authored poems that deal with gender-based experience and psychology in a distinctive language” (S. 9f.). Ein Schlüsselbegriff bei ihrer Suche nach dieser besonderen Sprache ist derjenige der geteilten Erfahrung (“shared experience”), die – so Zhangs Postulat – auch in der Sprache Ausdruck finden muss. Grundlage für ihre Erkundung bilden rund neunzig Gedichte von Zhai Yongming, Yi Lei, Wang Xiaoni, Zhang Zhen, Lu Yimin, Hai Nan, Tang Yaping, Hong Ying, Ding Liying und Lin Ke (alle mit Geburtsdatum in den 1950er oder 1960er Jahren). Als methodische Strategie wählt Zhang das Konzept der Intertextualität, wie es zuerst von Julia Kristeva formuliert wurde. Eine naheliegende Wahl, wie sich im folgenden zeigt, die allerdings in der Auseinandersetzung mit jedem beliebigen Text immer mehr oder weniger erhellende Ergebnisse liefern wird, lautet doch Zhangs banale Erkenntnis: “a text is a sea of intertextual forms” (S. 50).

Als Themen und Bilder, die in den Gedichten der chinesischen Lyrikerinnen auffallend häufig auftreten und als Codifizierungen gender-spezifischer Erfahrung gelesen werden können, nennt Zhang den weiblichen Körper, den Spiegel, die Nacht, den Tod sowie das Fliegen bzw. die Flucht (“taking flight”), denen sie je ein ganzes Kapitel widmet. Nicht weiter verwunderlich ist zunächst, dass die jungen Lyrikerinnen den weiblichen Körper anders thematisieren als ihre Vorgänger und Vorgängerinnen und sich auch nicht scheuen, über tabuisierte Bereiche wie Abtreibung, Menstruation oder sexuelle Gewalt zu schreiben. Hier zeigt sich bereits deutlich der starke Einfluss westlicher feministischer Theorien und Literatur, die in China erstmals in den Achtziger Jahren breit rezipiert wurden. Was Zhangs Interpretationen darüber hinaus jedoch besonders wertvoll macht, ist, dass sie immer wieder auch intertextuelle Bezüge zur chinesischen Literaturtradition aufdeckt und beispielsweise auch aufzeigt, wie traditionell “weiblich” besetzte Motive der chinesischen Literatur, etwa Blumen oder der Spiegel, hinterfragt, umgedeutet und in neue Zusammenhänge gestellt werden.

Auffallender und zumindest für den westlichen Leser befremdlicher als die Thematisierung körperlicher Erfahrungen wirkt die besonders in den frühen Gedichten aus den Achtziger Jahren geradezu obsessive Verwendung von Vokabeln wie “Nacht”, “schwarz” und “Dunkelheit” und – oft in Verbindung damit – Bildern des Todes. Zhang analysiert in diesem Zusammenhang u.a. Gedichte aus

den bekannten Zyklen *Nüren* (“Frauen”), *Jing’an zhuang* (“Das Dorf Stiller Friede”) und *Siwang tu’an* (“Todesmuster”) der aus Sichuan stammenden Dichterin Zhai Yongming – ohne Zweifel eine der wichtigsten und eigenwilligsten poetischen Stimmen der zeitgenössischen chinesischen Literatur und in Zhangs Studie zu Recht besonders prominent vertreten. Mit ihrem 1984 entstandenen Zyklus “Frauen” und der poetologischen Schrift *Heiye yishi* (“Nachtbewusstsein”) gab Zhai Yongming gleichsam die Initialzündung zur neuen Frauenlyrik und inspirierte jüngere Dichterinnen wie Tang Yaping oder Hai Nan zu ähnlichen Gedichtzyklen. Zhang enthüllt immer wieder auch solche intertextuellen Bezüge innerhalb der chinesischen Frauenlyrik, spürt aber auch individuellen Unterschieden im Umgang mit denselben Themenkomplexen nach. Während Zhai Yongmings “Frauen” noch starke Einflüsse der amerikanischen *confessional poetry* zeigt, lässt sich an ihren späteren grossen Gedichtzyklen, bis hin zu den 1993 in New York entstandenen “Kaffeehausliedern”, der allmähliche Übergang von einer emotional aufgeladenen, den weiblichen Körper ins Zentrum rückenden Bekenntnislyrik zu distanzierteren, sprachbewussten Reflexionen des Alltagslebens und der individuellen Situiertheit der Frauen in der Gesellschaft ablesen. Diese Verlagerung des Blickwinkels zu Beginn der Neunziger Jahre beobachtet Zhang auch bei anderen Dichterinnen und führt dies unter anderem darauf zurück, dass der vom Westen übernommene feministische Impetus ebenso wie zuvor die Sprache der Männer eine andere Sprache bleiben muss und letztlich die Suche nach einer eigenen Sprache behindert. Eine ähnliche Entwicklung lässt sich allerdings auch bei männlichen Dichtern beobachten.

Zhai Yongmings nach den zwölf Monaten des Mondkalenders gestalteter Zyklus “Das Dorf Stiller Friede” von 1985 kann als eines der wichtigsten Werke der zeitgenössischen chinesischen Lyrik gelten. In düsteren, bedrohlichen Bildern schildert Zhai darin den Aufenthalt einer jungen Frau in der rüden, primitiven Welt eines Bauerndorfes zur Zeit der Landverschickung während der Kulturrevolution. Zhang charakterisiert den thematischen Kern dieser Gedichtfolge treffend als “projection of the female body on historical scenes” (S. 140). Das tastende Vordringen der Protagonistin in eine feindselige, von archaischen Bräuchen geprägte patriarchalische Dorfgemeinschaft geht einher mit der Entdeckung der eigenen Sexualität. Die Sensibilität des weiblichen Körpers erweitert sich zum Raum der Nacht, in welchem sich die Grenzen zwischen Innen- und Aussenwelt, zwischen Bedrohung und Begehren verwischen, der aber inmitten einer gewalttätigen Umgebung auch fragile Momente von Zärtlichkeit ermöglicht. Laut Zhang finden die Dichterinnen in der Nacht einen unbesetzten (bzw. in der klassischen Lyrik negativ besetzten) Raum vor, der – wie auch die

Schwelle zwischen Leben und Tod – in enger Beziehung steht zu den Gegebenheiten und Fähigkeiten des weiblichen Körpers wie auch zur gesellschaftlichen Stellung der Frau, und der es ihnen erlaubt, ihrem Selbst authentisch Ausdruck zu verleihen: “To construct a night of their own is a symbolic gesture for Chinese women poets in an attempt to discover female subjectivity” (S. 146).

Anhand konkreter Textstellen sowohl in Zhai Yongmings Gedichten wie auch in jenen anderer Dichterinnen zeigt Zhang ausserdem auf, dass als eigentliche “Übermutter” für die jungen chinesischen Dichterinnen die amerikanische Dichterin Sylvia Plath fungiert. Fast alle Dichterinnen nehmen mehr oder weniger explizit auf Plaths Lyrik und ihre Biographie Bezug, woraus sich teilweise auch die Todesthematik vieler Gedichte erklären lässt. Auch die meisten anderen westlichen Vorbilder, die Zhang herausarbeitet, entstammen praktisch ausschliesslich der anglo-amerikanischen Literatur. Dies mag aber auch im Hintergrund der Autorin, die in China englische und amerikanische Literatur studiert hat, begründet liegen.

Den intertextuellen Vergleich mit Lyrik von Männern, den Zhang nur ansatzweise wagt, könnte man sicher noch fruchtbar weiterführen. So spielt etwa eine Metaphorik des Fliegens durchaus auch in männlicher Lyrik eine Rolle, man denke nur an Qu Yuans *Li sao* oder an Du Fu, der in seinen Gedichten wiederholt mit dem Bild einer Möwe die eigene Lebenssituation umschreibt. Eine interessante Frage wäre beispielsweise, ob sich bei Dichtern auch absolute Gleichsetzungen finden wie “I am only a crow” (Lin Ke) oder “I, this bird” (Zhang Zhen). Überhaupt liesse sich auch der Vergleich mit Werken der klassischen Lyrik sicher noch vertiefen. Zhang beschränkt sich hier meist auf populärere Werke wie das *Mulan shi* oder Bai Juyis *Changhen ge*. Hai Nans allegorische Gedichte über Tiere etwa würden im Vergleich mit entsprechenden Traditionslinien der klassischen chinesischen Lyrik vielleicht in einem neuen Licht erscheinen.

Schliesslich offenbart sich bei manchen Gedichten auch ein generelles Risiko, dem sich freilich jeder aussetzt, der sich mit Literatur von Autoren oder Autorinnen befasst, die erst seit knapp zwei Jahrzehnten auf der literarischen Bühne präsent sind: Manche der untersuchten Texte – insbesondere jene von Yi Lei, Wang Xiaoni und Tang Yaping – wirken künstlerisch derart unbedarft, dass sie vermutlich schon in naher Zukunft kaum noch für eine Fussnote der Literaturgeschichte taugen werden. So unbeholfene Verse wie “Black hair opens her terrified eyes” (Yi Lei) dürften nicht erst in der englischen Übersetzung eher unfreiwillig surreal wirken.

Insgesamt hat Zhang jedoch ein überzeugendes und in mancher Hinsicht bahnbrechendes Werk vorgelegt, das für jede und jeden, der sich mit chinesischer Lyrik der Gegenwart befasst, Pflichtlektüre sein sollte. Dass rund die Hälfte der untersuchten Gedichte in vollständiger Übersetzung erscheinen und die chinesischen Originaltexte in einem Anhang jeweils beigefügt sind, erhöht noch den grossen Nutzen dieses Bandes.

Raffael KELLER (Zürich)

